Arbeiterkammer für Wien
Dokumentation

NEUIGKEITSWELTBLATT

24. I. 1937

Vom Isonzo zum Piave:

Warum blieb 1917 der Enderfolg versagt?

Das große Werk über „Oesterreich-Ungarns letzten Krieg", das vom österreichischen Landesverteidigungsministerium und vom Kriegsarchiv herausgegeben wird, und das noch auf eine Anregung des hochverdienten Heeresministers Baugoin zurückgeht, nähert sich seinem Abschluß. Binnen kurzem werden die ersten Bogen des 7. Bandes vorliegen, der das letzte Kriegsjahr und den Zusammenbruch umfassen wird. Der jetzt abgeschlossene 6. Band* schließt auch die eingehende Darstellung des Kriegsjahres 1917 ab, in dessen Herbstwochen bekanntlich die große und erfolgreiche Offensive der Zentralmächte gegen das italienische Heer fiel, die die österreichisch-ungarischen Truppen, in deren Verband auch deutsche Divisionen kämpften, weit nach Venetien und Friaul hineinführte.

So glänzend die Erfolge dieser Offensive auch nach außen hin waren, so zeigte der Verlauf der Kämpfe doch überall bereits die zunehmende Erschöpfung an Mann und Material, die sich bei den Zentralstaaten schon im vergangenen Kriegsjahr gezeigt hatte. So war ja auch

die große Offensive eigentlich ursprünglich nur als eine Frontkorrektur am Isonzo gedacht,

die eine Verkürzung der Front und damit eine Ersparnis an Truppen bringen sollte. Der Elan der Truppen weitete jedoch die Aktion dann zu der großen Offensive aus, und es ist interessant, in der eingehenden Darstellung des Kriegswerkes jetzt nachzulesen, wie es immer neuer Verhandlungen zwischen Baden und Kreuznach bedurfte, um die deutschen Truppen, die an der Offensive teilnahmen, auch noch für die Fortsetzung der Operationen behalten zu können. Denn auch die deutsche Heeresleitung brauchte ihre Truppen und war stets bemüht, sie vom italienischen Kriegsschauplatz wieder nach dem Westen abzuziehen.

Vom Tagliamento zum Piave.

Als am dritten Schlachttag die Offensive die italienische Stellung in 50 Kilometer Breite und einer Tiefe von 20 Kilometer völlig durchstoßen hatte und Cadorna den allgemeinen Rückzug der italienischen Armeen befahl und nunmehr die Heere der Verbündeten die Verfolgung in breiter Front aufnahmen, war eine

Waffenhilfe der deutschen 14. Armee nur bis zum Erreichen des Tagliamento vorgesehen.

Der Kommandant General Below handelte zunächst ohne Zustimmung der deutschen obersten Heeresleitung, als er angesichts der günstigen Entwicklung der Operationen seine Korps anwies, die Tagliamentobrücken zu gewinnen und den Angriff über den Fluß hinaus vorzutragen.

Bei der Verfolgung durch Friaul und Venetien trat freilich überall der

Mangel an Kavallerie, Radfahrern und Panzerautos

zu Tage, die für die schnelle Verfolgung nötig gewesen wären. Die österreichisch-ungarische Heeresleitung verfügte damals überhaupt über keine berittenen Kavalleriedivisionen mehr. Panzerautos besaß das k. u. k. Heer überhaupt fast keine und die wenigen Radfahrerkompagnien standen weit weg im Pustertal und an der Küste.

Auch fehlte allen Divisionen das notwendige Brückengerät,

so daß die Ueberquerung der Flüsse die größten Schwierigkeiten machte. Das deutsche Brückengerät war überhaupt erst im Anrollen aus Rumänien und die österreichisch-ungarischen Kriegsbrückenequipagen waren in endlosen Troßkolonnen weit hinten eingeteilt und konnten nicht vorkommen, da sie überdies vielfach ganz ungenügend bespannt waren. Auch an Schießbedarfsmitteln trat bald Mangel ein und war immer große Sparsamkeit geboten.

Es ist bemerkenswert, daß mitten in diesen erfolgreichen Kämpfen, gerade als man sich anschickte, auch über den Tagliamento vorzustoßen, die deutsche Heeresleitung in Baden sich mit dem Gedanken trug,

fünf deutsche Divisionen nach dem westlichen Kriegsschauplatz abzuziehen.

Es war das zur selben Zeit, als englische und französische Divisionen zur Unterstützung der Italiener im Anrollen waren.

Am 3. November ließ Ludendorff dem österreichischen Armeeoberkommando mitteilen, daß er die Offensive in Venetien jedenfalls nur bis zum Piave fortzusetzen gedenke, während natürlich die österreichische Heeresleitung damals daran dachte, den Italienern auch ein Festsetzen am Piave zu verwehren und mindestens den Brentaabschnitt zu gewinnen.

---

* **„Oesterreich-Ungarns letzter Krieg 1914—1918."** Wien, Verlag der militärwissenschaftlichen Mitteilungen 1936. VI. Band, 3. Doppellieferung. (Preis pro Band geh. 50 S, geb. 60 S.)

Fehler und Versäumnisse.

Das Kriegswerk erörtert offen die gewiß vielfach gestellte Frage, wieso es bei dem großen Anfangserfolg nicht möglich gewesen sei, damals die italienischen Heere entscheidend zu schlagen, in offener und sachlicher Weise und ist auch gegenüber den Fehlern, die begangen wurden, nicht blind: Es scheint vor allem, daß während der großen Verfolgungskämpfe es an einem einheitlichen Plan gefehlt habe. Dies gilt insbesondere, wie schon erwähnt, von dem Zusammenwirken zwischen den in Venetien kämpfenden Truppen des Erzherzogs Eugen und der in Tirol stehenden Armee des FM. Conrad. Das Buch weist auch darauf hin, daß es dem großen Befehlsgebungsapparat nicht nützlich war, daß der Chef des Generalstabes, G. d. J. Arz, den Kaiser ständig auf seinen Frontfahrten begleitete. Auf diese Weise war

der Generalstabschef den ganzen Tag über kaum erreichbar

und die Verbindung zwischen Baden und dem im Küstenland zurückgebliebenen Hofzug fast nur in den Abendstunden und zur Nachtzeit möglich. So wurden dringende Entscheidungen um einen halben Tag, ja um ganze Tage verzögert und

die Befehlsgebung war daher oft vom Fluß der Geschehnisse bereits überholt.

Bemerkenswert ist auch, daß beim Erreichen des Piave die deutschen Heereskörper im Gegensatz zu früher keine sonderliche Neigung mehr zeigten, den Angriff nach vorwärts zu tragen. Sie wußten wohl schon davon, daß die deutsche oberste Heeresleitung im Westen für das nächste Frühjahr eine große Entscheidungsoffensive vorbereitete und das deutsche 14. Armeekommando stellte daher jetzt auch den Antrag, die Kriegshandlungen einzustellen.

Der Erfolg der Operationen war trotzdem ein ganz gewaltiger.

Es war nicht nur Triest vom feindlichen Druck befreit, man hatte auch 293.000 Italiener gefangengenommen, und die Gesamtabgänge des Feindes betrugen schon bis zum 20. November nach amtlichen italienischen Quellen rund 800.000 Mann. Von 7000 Geschützen hatte der Feind fast die Hälfte verloren, von 2400 Minenwerfern 1732. Natürlich waren auch die Verluste der Verbündeten entsprechend groß; sie mögen sich in den fünf entscheidenden Feldzugswochen auf 70.000 Mann belaufen haben. Jedenfalls war aber die Offensive der Verbündeten vor der von Cadorna gewählten Verteidigungslinie zum Stillstand gekommen.

Die 37. Eroberung Jerusalems.

Auf dem nördlichen Kriegsschauplatz hatte in der Zeit während der Offensive gegen Italien sich der Umsturz in Rußland und die Etablierung des kommunistischen Regimes ausgewirkt. Es kam zuerst zu einem ungeregelten Waffenstillstand an den Fronten, bis dann in Brest-Litowsk Mitte Dezember auch ein formeller Waffenstillstand beschlossen wurde, dem Friedensbesprechungen folgen sollten. Auch die rumänische Front wurde von der Kampfmüdigkeit der in ihren Reihen kämpfenden Russen angesteckt, und die Ukraine erklärte sich damals als selbständiger Staat. Hier am nördlichen Kriegsschauplatz waren daher die Kämpfe zu Ende, aber es war jetzt notwendig geworden, die eigenen Truppen vor der bolschewistischen Agitation zu schützen.

Auf den anderen Kriegsschauplätzen war die Lage wenig erfreulich. Die Hoffnungen, die der deutsche Admiralstab auf den Unterseebootkrieg gesetzt hatte, erfüllten sich nicht, das stand bereits fest. An der Westfront selbst hatte nunmehr der Masseneinsatz von Tanks eingesetzt, dem Deutschland anfangs nichts entgegenstellen konnte. Die Gesamtlage hatte es auch nötig gemacht, den Plan einer Offensive in Albanien wieder fallen zu lassen, und in der Türkei war der Versuch Falkenhayns, die alte Kalifenstadt Bagdad den Engländern zu entreißen, bereits Ende August gescheitert. Dagegen besetzten die Engländer Jaffa und am 9. Dezember auch Jerusalem, das damit in den 4000 Jahren seiner Geschichte zum 37. Male einen Eroberer in seinen Mauern sah. Dem Ansehen der Türkei taten diese Waffenerfolge der Engländer natürlich mächtig Abbruch.

Der ungenützte Augenblick.

In einem Schlußwort, das die kundige Feder des derzeitigen Ministers General-Staatsarchivar Dr. Glaise-Horstenau in jedem Satz verrät, wird ein Rückblick auf das Kriegsjahr 1917 gegeben und darauf hingewiesen, daß im Frühjahr des Jahres vielleicht der letzte Augenblick gewesen ist, der den Mittelmächten noch einen Entscheidungssieg auf dem Schlachtfeld verheißen hätte. Er ging ungenützt vorüber.

Vier große Ausfälle hatten die Mittelmächte gleichsam als Verteidiger einer gewaltigen, von allen Seiten eingeschlossenen Festung im Jahr 1917 unternommen: einen in Ostgalizien, einen in Rumänien, einen an der Ostsee und schließlich den in Oberitalien. Aber trotzdem

blieb es ihnen versagt, den Belagerungsgürtel entzweizureißen.

Dazu kamen die Ernährungsschwierigkeiten in den Ländern der Zentralmächte und der Mangel an Rohstoffen. Schon wurde das Volk in Deutschland von bedenklichen sozialen Fiebern befallen, wozu in Oesterreich die nationalen Stimmungen kamen.

Die große Gefahr bestand nun darin, daß an der Westfront starke amerikanische Kräfte auftreten.

Arbeiterkammer für Wien
Dokumentation

Das Scheitern des U-Boot-Krieges zwang jedoch die Mittelmächte, noch einmal die Entscheidung mit dem Schwert zu suchen.

Wann kommen die Amerikaner?

„Erschien der Amerikaner", so schließt das Buch, „mit starken Kräften auf der französischen Walstatt, ehe die Mittelmächte ein entscheidendes Ergebnis erkämpft hatten, dann neigte sich die Waagschale endgiltig auf die Seite der Entente, die ihrerseits die Rechnung dann auch nach dieser Erkenntnis einstellte: „Halten um jeden Preis bis zum Eintreffen der neuen Mitstreiter vom anderen Ufer des Atlantik!"

„Der Weg war beiden Teilen unentrinnbar vorgezeichnet." Mit diesem Satz schließt die Darstellung des dritten Kriegsjahres.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

NEUE FREIE PRESSE

Nr.: 26002. TAG: 30.1.1937/10

Neue Waffentechnik und jüngste Kriegserfahrung.

Knapp vor Ausbruch des Weltkrieges brachten die Eroberung der Luft und die Konstruktion der Unterseeboote sowie der automatischen Maschinenwaffen neue Kampfmittel in Gebrauch, die im Laufe des Krieges bedeutsame Fortschritte machten und in der Kriegskunst unvorhergesehene Erscheinungen hervorriefen. Noch niemals vorher sind Erfindungen der Technik und Wissenschaft in solcher Vielheit in den Dienst des Krieges gestellt worden als im Weltkriege, der in einem gigantischen Kampf der Maschinen zu Lande, zu Wasser und in der Luft endete und gegenüber dem letzten großen europäischen Kriege eine Riesenkluft aufriß.

Die Ueberlegenheit der modernen Kampfmittel (Luft-, Panzer- und Gaswaffe) kam nach dem großen Kriege in den häufigen Kolonial- und Ueberseekriegen der Engländer, Franzosen (Marokko), Italiener (Libyen, Abessinien) und Japaner (Mandschurei, China) zum Ausdruck, wobei es sich um Gegner handelte, die solcher Waffen nahezu vollständig entbehrten. Der mehrjährige Chacokrieg und der gegenwärtige Bürgerkrieg in Spanien zeigen wohl auf beiden Seiten einen größeren Einsatz modernster Waffen, aber unter Verhältnissen, die noch weit entfernt sind von dem, was in einem europäischen Kriege zwischen hochgerüsteteten Industriestaaten auf beschränktem Raum zu erwarten steht. Diese Tatsache muß man sich vor Augen halten, wenn von den jüngsten Kriegserfahrungen mit den seit dem Weltkriege unablässig verbesserten und in ihrer Wirkung ungeheuer gesteigerten Kampfmitteln die Rede ist.

Die Generalstäbe der ganzen Welt wenden den besagten kriegerischen Vorgängen größte Aufmerksamkeit zu, um hieraus nach Möglichkeit Lehren und Erfahrungen zu schöpfen. Dies gilt besonders vom Luftkrieg, der auf allen Gebieten der Kriegführung eine förmliche Umwälzung hervorrief und Technik und Wissenschaft zur steten Verbesserung der Flugzeuge sowie zur Suche nach neuen Trutz- (Abwehr-) und Schutzwaffen (Luftschutz) anregt. Nach dem maßgebenden Urteil Badoglios war die Luftwaffe in Abessinien bei allen Kampfhandlungen und in allen Abschnitten der Gefechte zugegen. Sie sei die Waffe der Zukunft und werde immer mehr und auf den verschiedensten Gebieten leisten und dies um so mehr, je enger sie mit dem Heer zusammenarbeitet. Sie trat in Abessinien und in Spanien als Infanterieflieger im Gefecht auf, ersetzte die Kavallerie in der Aufklärung und Sicherung, verlängerte als Vertikalartillerie die Wirkung der Erdwaffe ins Ungemessene, diente der Führung als bewegliche Beobachtungs- und Befehlsstelle und machte sich nützlich als Transportmittel für Luftinfanterie, Munition, Verpflegung und beim Verwundeten- und Krankenabschub. Allerdings vermochten Gelände, Witterung und mangelhafte Bodenorganisation ihre Verwendung häufig zu hemmen oder lahmzulegen. Im Sinne Douhet's konnten die Luftstreitkräfte in Abessinien wegen Mangels an lebenswichtigen Objekten, in Spanien im Hinblick auf die gebotene Schonung des eigenen Landes nicht zur Geltung kommen. Sie haben hier nach dem Zeugnis von Mitkämpfern mehr moralische als effektiv militärische Wirkung erzielt; ein Zusammenarbeiten mit Erdwaffen wurde selten beobachtet, dagegen in weitausgreifenden Raids zu Lande und zu Wasser manche Ueberraschungen erreicht.

Der Motor hat in Abessinien wahre Wunder der Leistungsfähigkeit vollbracht, die alle Theorie über den Haufen warf und erst die kaum erwartete Energie der Kriegführung ermöglichte. Er hat mehr geleistet, als vorgesehen war, und sich auch dort bewährt, wo man bisher seine Verwendung für untunlich hielt. Dagegen konnte die Panzerwaffe sowohl in Abessinien als auch bisher in Spanien die Erwartungen nicht erfüllen. Das ist in dem schwer gangbaren Gebirgsgelände Abessiniens verständlich, in Spanien aber zum Teil auch dem Kampfwagenmaterial, der mangelhaften Ausbildung und Verwendungsart zuzuschreiben. Es waren kleine und mittlere Typen in Aktion, letztere mit Flammenwerfern, Geschützen und Maschinenkanonen bewaffnet. Die Erfahrungen sollen zumeist gegen die kleinen Tanks sprechen, die leicht unschädlich gemacht werden konnten. Auch die Abwehrwaffen erwiesen sich gegen Tanks erfolgreicher als gegen die Luftwaffe. Daß bei Tanks und besonders bei kleineren nur die Massenverwendung am Platze sei, haben die jüngsten Kriegserfahrungen gleichfalls erhärtet. Es scheint hienach ziemlich außer Frage, daß jene Staaten, die wie Frankreich große Tanks bauen, auf dem richtigen Weg sind. Trotz vieler einladenden Lücken und offenen Flanken sind bisher in Spanien keine größeren Aktionen mit motorisierten und mechanisierten Streitkräften bekanntgeworden. Ob Motorisierung und Mechanisierung in der Lage wären, den Bewegungskrieg zu fördern, konnte bisher ebensowenig erwiesen werden wie die Lehre Douhet's von der entscheidenden Bedeutung des Luftkrieges. Auch den neuen Kriegsmitteln sind in ihrer Verwendung bestimmte Grenzen gezogen. Die Erweiterung der Kampfhandlungen auf den Luftraum hat jedoch auf Taktik und Strategie zu Lande und zur See erheblichen Einfluß genommen. Schon das Vorhandensein einer starken italienischen Luftflotte reichte hin, um im abessinischen Konflikt Italiens Machtstellung im Mittelmeer zu sichern. Zur Anwendung der Gaswaffe scheint es selten gekommen zu sein.

Die drohenden Gefahren des dreidimensionalen und totalen Krieges regen seit Kriegsende Wissenschaft und Technik zu stets neuen Entdeckungen und Erfindungen an. Die recht phantastischen Nachrichten, die aus den Kriegslaboratorien gelegentlich in die Oeffentlichkeit dringen, haben allgemein zur Ueberzeugung geführt, daß im Zukunftskrieg noch mit ganz anderen, geheimnisvollen Waffen gekämpft werden dürfte. Hieher gehören die in der Presse zeitweise auftauchenden „Todesstrahlen", die geeignet sein sollen, Luftzeuge zum Absturz, Kampfwagen zum Stehen, Minen und Munition zur Explosion und dem Feinde schon auf große Entfernung unsichtbar und geheimnisvoll Tod und Verderben zu bringen — also letzten Endes den Krieg unmöglich machen würden. Schon zu Beginn des Jahrhunderts wurde darauf hingewiesen, daß die Elektrizität neuartige Kriegswerkzeuge liefern könnte. Seither hat das Studium der Wellen und Strahlen große Fortschritte gemacht und zur Erkenntnis geführt, daß gewisse Schwingungen und Strahlen organische Schädigungen, Nervenstörungen und dergleichen sowie andere geheimnisvolle Wirkungen schon auf gewisse Entfernungen hervorbringen können. Von der Erzeugung tötender, als Kriegsmittel in Betracht kommender Strahlen ist man jedoch noch weit entfernt

1.

(Hochfrequenz-, Kathodenstrahlen, Ultrakurzwellen usw.). Dagegen ist es bekanntlich schon früh gelungen, entsprechend konstruierte Kampfwagen, Flugzeuge, Kriegsschiffe, U-Boote, Torpedos, Luftorpedos drahtlos aus der Ferne zu steuern. Schon im Weltkrieg wurden ferngelenkte, mit Sprengstoff gefüllte Boote gegen den Feind geschickt. Außer den elektromagnetischen Schwingungen und Strahlen werden auch noch andere, wie Wärme-, Schall- und Lichtstrahlen, für militärische Zwecke studiert und herangezogen. So entstand eine ganze Reihe von physikalisch und chemisch wirkenden Kampfmitteln, über deren tatsächlichen Wert man aus begreiflichen Gründen nur wenig orientiert ist. So spricht man von einer Lichtkanone, vom tötenden Schall, von der elektrischen Kanone und von den Motorstörstrahlen, die jeden Explosionsmotor zum Stehen bringen sollen und die Konstruktion von Dampfflugzeugen gefördert haben. Jede neue Entdeckung oder Erfindung löst naturgemäß die Konstruktion eines Abwehrmittels aus, wie die elektrischen Autofallen an Straßen, die unsichtbaren Suchstrahlen zur Feststellung des feindlichen Luftgeschwaders, die Luftsperren, darunter den für Flugzeuge besonders gefährlichen, unsichtbaren Rauch (Metallstaub), die Dampf- und Stratosphärenbomber als Sicherung gegen Störstrahlen und zum Ueberfliegen der Sperren und anderes mehr. Jedes Gift hat bisher ein Gegengift gefunden, und so muß man hoffen, daß in diesem Wettkampf letzteres Sieger bleibt.*)

FML. Korzer.

---

*) In einem eben erschienenen Buch (Seydewitz-Doberer „Todesstrahlen und andere neue Kriegswaffen", Malik-Verlag, London) sind die Mittel dieser neuen physikalisch-chemischen Kriegführung, soweit es die überall geübte Geheimhaltung zuläßt, zusammenfassend dargestellt und gewürdigt.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

WIESINGER, Otto

NEUE FREIE PRESSE

Nr.: 26044 TAG: 13.3.1937, 10

Die Rüstungslage der Welt.

Nach einem Vortrag des **G. d. J. Otto Wiesinger.**

Die am 2. Februar 1933 unter dem Vorsitz des britischen Vertreters Henderson eröffnete Konferenz zur Herabsetzung und Begrenzung der Rüstungen gipfelte alsbald im Kampf zwischen der deutschen und französischen Auffassung über das Abrüstungs- und Sicherheitsproblem. Deutschland verlangte eine allgemeine Abrüstung, während Frankreich den eigenen Sicherheitsfaktor besonders betonte. Dieser Kampf endete am 16. März 1935, als Deutschland nach 17 Jahren fruchtlosen Wartens die Fesseln des einseitigen Abrüstungsvertrages von Versailles sprengte und sich selbst die Gleichberechtigung nahm. An eine Rüstungsbeschränkung war bei der entstandenen Atmosphäre nicht mehr zu denken.

Soweit die heutige Technik in den Dienst der Rüstung tritt und Bewaffnung und Kriegsgerät beeinflußt, ist die Art der Rüstung im großen und ganzen in allen Staaten gleich. Die neuzeitliche Division hat im Krieg eine durchschnittliche Stärke von 12.000 bis 15.000 Mann, einen Waffenstand von 8000 bis 10.000 Gewehren, viele hunderte an leichten und schweren Maschinengewehren, 20 bis 60 Kleingeschütze, 40 bis 60 Feldgeschütze. Die an Stelle der Kavalleriedivisionen getretenen Schnellen Divisionen, manchmal auch „Leichtdivisionen" genannt, bestehen aus Infanteriebataillonen auf Kraftwagen, motorisierter Artillerie, Kraftradabteilungen, leichten Kampfwagen, manchmal auch zwei bis drei Reiterregimentern mit zahlreichen Maschinengewehren. Als neue moderne Heereskörper sind noch die motorisierten, die Kampf- und Panzerformationen zu nennen. Letztere sind in Kompanien zu 30, Bataillonen zu 100, Regimentern zu 250, Brigaden zu 400 bis 500 Kampffahrzeugen, das heißt, Tanks zusammengefaßt. Panzerdivision nennt man eine Vereinigung von motorisierten und Kampfwagentruppen.

Die Luftwaffe ist die modernste Waffe, die im Land- und Seekrieg immer mehr an Bedeutung gewinnt, teils selbständig, teils im Verband der Truppe mit Maschinengewehren, Kanonen oder Bomben und Torpedos gegen Boden- und Seeziele wirkt. Eine hervorragende Wichtigkeit erhalten die Fallschirm- und Landungsabteilungen, die in manchen Staaten Sondertruppen der Luftwaffe und als Luftinfanterie organisiert sind.

Bei den uns zunächst interessierenden Staaten ist die Heeresorganisation kurz zusammengefaßt folgende:

Sowjetrußland: 90 Infanterie-, 23 Kavalleriedivisionen, 30 Luftbrigaden, 2 Luftmarinebrigaden, etwa 8000 Tanks und 6000 Flugzeuge. Friedensstand 1½ Millionen, Kriegsstand 10 Millionen Mann.

Frankreich: 35 Heeres- und Kolonialdivisionen, 5 Kavallerie- und 5 Panzerdivisionen, 2 Luftkorps mit 5 Luftdivisionen und 30 Marinestaffeln. Etwa 4500 Tanks und 7000 Flugzeuge. Friedensstand 680.000 Mann, Kriegsstand 6 Millionen Mann.

Die tschechische Armee hat einen Friedensstand von 200.000 Mann, einen Kriegsstand von 1·5 Millionen, die jugoslawische Armee einen Friedensstand von 160.000 Mann, einen Kriegsstand von 2·3 Millionen Mann.

Deutschland: 36 Infanteriedivisionen, 1 Gebirgsbrigade, 2 Kavalleriedivisionen, 1 Kavalleriebrigade, drei Panzerdivisionen usw. Die deutsche Luftflotte wird auf 2000 Frontflugzeuge geschätzt. Der englische Major Turner rechnet aber nur mit 1200. Friedensstand etwa 800.000 Mann, Kriegsstand etwas mehr als das Doppelte.

Italien: 31 Infanterie-, 3 schnelle, 4 Alpini- und 2 vollmotorisierte Divisionen. 400 Tanks, 3300 Flugzeuge. Friedensstand 450.000 Mann, Kriegsstand 9 Millionen Mann.

Oesterreich: 7 Divisionen, 1 selbständige Brigade, 1 Schnelle Division.

Schweiz: 9 Infanteriedivisionen, 4 Gebirgs-, 3 leichte und mehrere Grenzschutzbrigaden sowie Festungsbesatzungen. Die Luftwaffe hat derzeit 150 Kriegsflugzeuge, deren Stand in nächster Zeit verdoppelt werden soll. Manöver- und Rekrutenausbildungsstand etwa 25.000 bis 36.000 Mann. Kriegsstand 400.000 Mann.

Der Vortrag, der einen lehrreichen Einblick in die Wehrrüstung der meisten Staaten bot, wird auf allgemeines Verlangen in der Urania demnächst wiederholt werden.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

NEUE FREIE PRESSE

Nr.: 25371. TAG: 30.4.1937

Korzer, Karl

Der Tag von Gorlice.

Von **Feldmarschalleutnant d. R. Karl Korzer.**

Wien, 30. April.

Tiefe Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit lag nach der denkwürdigen Karpathenschlacht über der alten Habsburger Monarchie. Der Krieg währte schon den zehnten Monat. Zwei Kriegsheere waren verbraucht, ein drittes, aus jungen Marschformationen bestehend, war aufgestellt und in die winterlichen Karpathenkämpfe eingesetzt worden. Dem Aufgebot aller Kräfte und dem Eingreifen des deutschen Beskidenkorps in die Osterschlacht war es zu danken, daß der Ansturm der Russen gegen Ungarn aufgehalten und der Niederbruch des Reiches abgewendet wurde. Trotzdem blieb die Lage im Osten auch weiter gespannt und wurde noch durch die Möglichkeit neuer Kämpfe am Balkan, die Sorge um Rumänien und den drohenden Abfall Italiens vom Dreibund verschärft. Die Front in Frankreich hatte sich nach den letzten großen Feindoffensiven festgelegt. Es war daher den Deutschen möglich, an einem entscheidenden Schlag im Osten mitzuwirken, um durch einen großen Erfolg die Karpathenfront zu entlasten und die im Süden drohenden neuen Gefahren abzuwenden. Nur wer diese Tage vor zwanzig Jahren miterlebte, kann verstehen, welche Erleichterung der Sieg von Gorlice brachte. Er war die erfolgreichste Waffentat des Weltkrieges, an der auch den Karpathenkämpfern Anteil gebührt. Ohne ihre heldenmütige Aufopferung hätte keine Sonne von Gorlice geleuchtet.

Die Vorbereitung der Offensive.

In wechselvollen Verhandlungen, die auch das italienische und türkische Problem zur Sprache brachten, waren die Generalstabschefs der Mittelmächte im Laufe des Monats übereingekommen, eine gemeinsame Kooperation großen Stils aus der Gegend von Gorlice-Tarnow, längs des Nordfußes der Karpathen, in der Richtung auf Przemysl-Lemberg zu führen, um die russische Front im Gebirge aufzurollen und Galizien zu befreien. Bei Gelingen des Durchbruches konnte man hoffen, die nach Ungarn vorgedrungenen russischen Streitkräfte abzuschneiden und auch die Front nördlich der Weichsel ins Wanken zu bringen. Im Raume bei Gorlice, am Brechpunkt der russischen Front, waren die Verhältnisse für die Versammlung stärkerer Kräfte nicht ungünstig, denn hier erlaubten mehrere Eisenbahnen die tägliche Ausladung von ungefähr hundert Transportzügen. Wenn auch erwiesen ist, daß sich beide Generalstäbe schon seit einiger Zeit mit dem Gedanken einer Offensive aus Westen beschäftigten, so muß doch als Urheber der Idee von Gorlice Conrad v. Hötzendorf angesehen werden. Falkenhayn stellte in voller Würdigung der großen Bedeutung dieser Operation starke Streitkräfte, die deutsche elfte Armee unter Generaloberst v. Mackensen, zur Verfügung. Diese Armee bestand aus vier besonders tüchtigen, für den beabsichtigten Durchbruch geschulten und mit schwerer Artillerie, Minenwerfern, Flugzeugen reichlich ausgerüsteten deutschen Korps und dem k. u. k. sechsten Korps (General Arz) und marschierte westlich Gorlice auf. Die weiter nördlich, am unteren Dunajec, stehende k. u. k. vierte Armee Erzherzog Josef Ferdinand war gleichfalls Mackensen unterstellt und hatte, gleich wie die im Süden anschließende k. u. k. dritte Armee, am Durchbruch mitzuwirken, beziehungsweise den gegenüberstehenden Gegner festzuhalten. Die oberste Leitung stand dem österreichisch-ungarischen Armeeoberkommando zu. Der Stabschef Mackensens, General v. Seeckt, leitete nach den bei Soissons gewonnenen Erfahrungen mit Umsicht die umfangreichen, bis in die letzten Einzelheiten gehenden Vorbereitungen. Im Interesse der Geheimhaltung wollte er sogar die Zivilbevölkerung aus dem Aufmarschgebiet entfernen lassen. Die beabsichtigte Ueberraschung gelang vollkommen. Das Einschieben der deutschen Truppen, die Massentransporte, der Aufmarsch der Artillerie und Minenwerfer blieben dem Gegner trotz seiner regen Kundschafter- und Fliegertätigkeit verborgen. Alles klappte wie auf dem Exerzierplatz. Am 29. April war die Armee bereit, den Angriff zu beginnen.

Die Schlacht.

So war das Menschenmöglichste getan, um den Erfolg dieser ersten großen Durchbruchsoperation der Verbündeten zu sichern. Am 1. Mai nachmittag begann das Einschießen der auf eine Front von 40 Kilometer verteilten 1000 Geschütze, während gleichzeitig die Angriffstruppen, drei deutsche und das k. u. k. sechste Korps, sich auf Sturmdistanz heranschoben und die Flieger dem Feinde den Einblick in die eigenen Verhältnisse verwehrten. Die Nacht verlief sehr unruhig, besonders im nördlichen Abschnitt, wo eine Gruppe der k. u. k. vierten Armee über den Dunajec geschifft wurde und nach gelungenem Ueberfall sich am rechten Ufer festgesetzt hatte. Sie erfüllte den Zweck, russische Reserven heranzuziehen, so gut, daß sie sich nur mit Mühe der Gegenangriffe erwehren konnte. Dazu kamen auf der ganzen Angriffsfront systematisch durchgeführte Feuerüberfälle hinter die russische Front, gegen Straßen und Ortschaften, um den Anmarsch von Reserven zu hindern. Erst gegen Morgen trat Stille ein. Im Halbdunkel des dämmernden Tages harrten schußbereit tausend Feuerschlünde und in den Schützengräben sprungbereit die Sturmtruppen des Signals zum Vorgehen. Auf den Gefechtsstandorten standen in höchster Spannung Kommandanten und Gehilfen, Uhr und Karte in der Hand.

In der freundlichen Hügel- und Berglandschaft des Karpathenvorlandes, das, nach Süden allmählich zum Mittelgebirge ansteigt, ist es zwischen den Dörfern, Waldparzellen, Wiesen und Feldern noch einsam und still. Nur

der Landmann bestellt nach uralter Gepflogenheit seine Felder zwischen den beiden feindlichen Stellungen, unbekümmert um die Gefahr, die auch ihn, seine Familie und sein Gut bedroht, als ginge ihn das alles nichts an. Da bricht Punkt sechs Uhr der Eisenhagel heulend und pfeifend los, fegt mit unbeschreiblicher, bisher unerreichter Wucht über das in Frühlingssonne getauchte Gelände, schleudert bei und hinter den russischen Stellungen Erdfontänen in die Luft und hüllt Höfe, Fabriken und Ortschaften in Rauch und Flammen. Drei Stunden dauerte schon der Schrecken des Trommelfeuers, dann beginnen die Minenwerfer aller Kaliber ihre donnernde Zerstörungsarbeit und wieder eine Stunde später stürzt die Infanterie des Sturmstaffels, sechs deutsche und zwei k. u. k. Divisionen, aus den Gräben auf die Russen los. Im Zentrum, wo General v. François befehligt und am rechten Flügel nehmen die Deutschen das in Trümmern liegende Gorlice und Ropica, weiter im Norden erobert das k. u. k. Korps Arz die Höhe Pustki und den Kamienec-Wald. Deutsche Feld- und österreichisch-ungarische Gebirgsbatterien begleiten tapfer den Angriff der Infanterie in der vordersten Linie. In hartnäckigem Ringen, Mann gegen Mann, bleiben die Verbündeten Sieger. Bis zum Abend war auf der ganzen langen Front, der der Sturmangriff galt, der Widerstand der sich stellenweise verzweifelt wehrenden Russen gebrochen. Zahlreiche Gefangene, viele Geschütze und enormes Geschützmaterial waren die Beute des ersten Tages.

Der Erfolg war groß, aber noch lange nicht durchschlagend. Die Losung heißt weiter: „Geradeaus unentwegt vorwärts." Infolgedessen geht die Schlacht auch am 3. und 4. Mai weiter, eine Stellung nach der anderen muß den Russen im Bajonettkampf entrissen werden. Besonders scharfe Kämpfe brachte der 4. Mai, als es bereits darum ging, die aus dem Gebirge herausströmenden Russen abzuschneiden. Dem unermüdlichen Drängen Mackensens gelingt es, die Verfolgung in Fluß zu halten. Schon am nächsten Tag scheint der volle Zusammenbruch der Russen unabwendbar. An diesen schweren Kämpfen nahmen im Rahmen der vierten Armee, die nördlich der elften Armee vorstieß, alpenländische Truppen, Kaiserjäger, Vierzehner und Neumundfünfziger, rühmlichen Anteil und zeichneten sich insbesondere in dem Ringen um Tarnow und die Höhe 419 am Dunajec aus.

Eindrücke auf einem Gefechtsstandpunkt.

Vom 853 Meter hohen Kozie Zebro konnte das ausgedehnte Schlachtfeld größtenteils überblickt und der Artilleriekampf bis in das Oelindustriegebiet von Rychwald-Ropica und Gorlice verfolgt werden. Es war ein sehr schöner Maitag; eine fast sommerliche Wärme legte sich über die im Frühlingsschmuck prangenden Fluren und Wälder. Von Norden war seit dem Morgen schwerer Kanonendonner hörbar, der bis Mittag währte. Am Nachmittag flaute das Feuer sichtlich ab. Die zwischen Rychwald und Gorlice verstreuten Oelbrunnen gerieten durch das Artilleriemassenfeuer nach und nach in Brand und beim Naphthabrunnen Ropica stiegen um 2 Uhr nachmittags dichte schwarze Rauchschwaden auf. Die dortige Gegend schien sich in unserem Besitz zu befinden und schon verzeichnet das Tagebuch: „Voraussichtlich ist auch Gorlice genommen." Es kann 4 Uhr nachmittags gewesen sein, als die Fama vom Norden die Kunde brachte, der Durchbruch sei geglückt. Später war nur zeitweise Geschützfeuer hörbar. Der Qualm der brennenden Oelbrunnen ballte sich am klaren Himmel zu riesigen Rauchwolken zusammen, die zeitweise die Sonne verdunkelten und die Artillerie am Schießen verhinderten. Der Gegner blieb im Mittelgebirge untätig. Erst am späten Nachmittag eröffnete er schweres Artilleriefeuer; er schien ebensowenig wie seine oberste Führung zu ahnen, was sich unweit im Norden vorbereitete. Der nächste Tag bot zwar wieder eine großartige Aussicht auf das Schlachtfeld, doch war das Wetter verschlechtert und zwischen 8 Uhr früh und 3 Uhr nachmittags ging ein kalter Regen nieder. In der Zeit nach 10 Uhr vormittags und in den ersten Nachmittagsstunden war vom Norden neuerlich heftiger Geschützlärm hörbar, aus dem man aber schon unzweifelhaft den Eindruck gewann, daß der Kampf in östlicher Richtung Fortschritte mache. Bald kommt auch dieser Frontteil in Schwung. Sein rasches Vorgehen gestaltet das Zusammentreffen mit den aus dem Gebirge flüchtenden Russen — nach einem Worte des österreichischen Kriegswerkes — zu einem wahrhaften Kesseltreiben.

Die strategischen und politischen Folgen des Sieges.

Am 4. Mai, an dem Italien den Dreibundvertrag kündigte, war der Durchbruch in Westgalizien gelungen und auch die russische Armee Brussilows im Begriffe, ihre Stellungen in den Karpathen zu räumen. Die Armee Boroevic heftete sich sogleich an ihre Fersen. Die im Gebirge abgeschnittenen russischen Truppen unternahmen verzweifelte Durchbruchsversuche, zerstreuten sich in den Wäldern und wurden teils vom deutschen Korps Emmich, teils vom k. u. k. zehnten Korps abgefangen. Darunter befand sich auch die Division des Generals Kornilow, der bei Sanok verwundet in österreichische Gefangenschaft geriet, aus derselben später entfloh und unter Kerenski Generalissimus der russischen Armee war. Der Großfürst wollte die Partie noch nicht verloren geben. Seine Anstrengungen, die Verbündeten in Westgalizien aufzuhalten und sich in den Ostkarpathen durch eine Offensive Luft zu schaffen, waren jedoch vergeblich. Nach schweren Verfolgungskämpfen wird am Fronleichnamstag Przemysl, am 22. Juni Lemberg genommen. Die Verbündeten setzen die Offensive, die gewaltigste aller Zeiten, fort, erobern fast ganz Galizien und Polen und säubern Westrußland bis an die Sumpf- und Waldgebiete des Polesie und an die Düna vom Feind. Aber der vernichtende Schlag blieb aus; den Russen gelang es schließlich doch, sich der Einkreisung zu entziehen. Der Erfolg von Gorlice wäre noch ganz anders ausgefallen, hätte nicht Italien mitten im Siegeslauf der Verbündeten zu Pfingsten 1915 den Krieg erklärt und dadurch zur Abgabe von Truppen an die neue Südwestfront gezwungen. Die Eroberung des Weichsellandes legte in der Folge den Grund zur staatlichen Selbständigkeit Polens. Weitere politische und militärische Wirkungen des Sieges bei Gorlice waren der Anschluß Bulgariens an die Mittelmächte, die Eroberung Serbiens und das Aufgeben der Gallipoli-Expedition durch Engländer und Franzosen. Rumänien blieb nach dem Riesenerfolg der Verbündeten vorsichtigerweise noch neutral. Die Russen waren vollständig isoliert; ihre furchtbare Niederlage hatte die Hoffnungen der revolutionären Elemente erheblich gestärkt. Am östlichen Horizont zeigte sich das Wetterleuchten der russischen Revolution!

Arbeiterkammer für Wien
Dokumentation

NEUES WIENER TAGBLATT

21. Mai 1937

Das Seegefecht in der Otrantostraße.

Zum 20. Jahrestag.

Anläßlich des 20. Jahrestages des Seegefechtes in der Otrantostraße hielt gestern Kapitän Hans Sokol im Festsaale der Oesterreichischen Land- und Forstwirtschaftsgesellschaft einen diese Waffentat würdigenden Vortrag.

Der Unternehmung selbst gebührt in der Seekriegsgeschichte des Weltringens und in deren Beziehungen zur Gegenwart ein besonderer Rang, weil sie das größte Zusammentreffen der österreichisch-ungarischen leichten Seestreitkräfte mit den Gegnern darstellt und der k. u. k. Abteilungskommandant Linienschiffskapitän Nikolaus Horthy de Nagybanya, der heutige Reichsverweser von Ungarn, war. Der Vorstoß der Flottille in die Otrantostraße galt dem Aufrollen der Sperre, die in dieser Meerenge die freie Durchfahrt der kaiserlich deutschen und der österreichisch-ungarischen Unterseeboote behinderte. Sie bestand aus Torpedoeinheiten, Luftschiffen, Flugzeugen, Netze schleppenden Fischdampfern (Driftern oder Trawlern) sowie Unterseebooten und vereinigte Italiener, Franzosen und Engländer zu gemeinsamem, wenn auch nicht immer reibungslosem Handeln. Die Ueberwachung des 75 Seemeilen (140 Kilometer) breiten Seeraumes von Otranto erschwerte den U-Booten der Mittelmächte die Durchführung des uneingeschränkten Handelskrieges auf den dankbaren Dampferrouten des Mittelmeeres, weil sie fast einer „Verkorkung der Adria" gleichkam. Aus diesem Grunde holte die k. u. k. Marineleitung zu einem entscheidenden Schlage gegen die Bewachungsstreitkräfte auf dem Breitengrade von Otranto aus. Am Abend des 14. Mai verließen die beiden Torpedobootzerstörer „Csepel" — Kommandant Fregattenkapitän Johannes Prinz von und zu Liechtenstein — und „Balaton" — Korvettenkapitän Franz Morin — den Golf von Cattaro und steuerten die Verbindungslinie Kap Santa Maria di Leuca (italienische Südostküste)-Saseno (Insel vor Valona) an. Dort trafen sie auf einen vom italienischen Torpedojäger „Borea" geführten Geleitzug von drei Dampfern und griffen ihn auf nächste Entfernung mit Geschützfeuer und Torpedo an. Das italienische Torpedofahrzeug sank nach kurzer und erfolgloser Gegenwehr mit den Dampfern „Carrocio" und „Verità", während der arg zusammengeschossene dritte Transporter, der „Versagliere", im Dunkel der Nacht entwischen und, von Hilfsfahrzeugen unterstützt, Valona erreichen konnte.

Die kurz nach den beiden Torpedoeinheiten die Bocche verlassenden drei Kreuzer, „Novara" (Linienschiffskapitän Nikolaus Horthy de Nagybanya), „Helgoland" (Linienschiffskapitän Erich Heyßler) und „Saida" (Linienschiffskapitän Ferdinand R. v. Purschka) gingen in die Otrantostraße und lösten dort den geschlossenen Verband auf. Jeder Kreuzer nahm einzeln die in Gruppen zu sieben patrouillierenden Fischdampfer aufs Korn; diese wehrten sich tapfer, doch wurden 14 von ihnen versenkt und mehrere schwer beschädigt. 50 britische Seeleute wurden hiebei getötet, viele verletzt und 72 als Schiffbrüchige gefangen. Dann verkehrte die Horthy-Gruppe, der 20 Seemeilen voraus die Prinz Liechtenstein-Abteilung lief, den Kurs heimwärts. Wie zu erwarten, gerieten sowohl die beiden Torpedobootzerstörer als auch die Kreuzer bald mit den aus Brindisi herbeigeeilten, unvergleichlich überlegenen britischen Kreuzern, italienischen und französischen Torpedoeinheiten sowie italienischen Seeflugzeugen, unter Führung des italienischen Konteradmirals Alfredo Acton, ins Gefecht, insgesamt 15 Einheiten auf der Seite der Verbündeten, gegen 5 auf der Gegenseite. In dem für die österreichisch-ungarischen Seestreitkräfte fast aussichtslosen Kampf, in den auch die eigenen Seeflieger und die Marinebatterie von Durazzo eingriffen, gelang es der „Csepel", den Aufklärer „Aquila" durch einen Kesseltreffer schwer zu beschädigen. Die beiden k. u. k. Torpedojäger vermochten unversehrt den Golf von Cattaro zu erreichen. Die Kreuzer, die sich mit Hilfe eines künstlich erzeugten Nebelschleiers gegen den weitaus stärkeren Gegner warfen, gerieten infolge der schwereren britischen Geschütze (15 Zentimeter gegen 10 Zentimeter) bald in Bedrängnis. Linienschiffskapitän Horthy wurde an den Beinen schwer verletzt; die „Novara" mußte, durch einen schweren Treffer bewegungslos geworden, mitten im Gefechte von „Saida" in Schlepp genommen werden, während „Helgoland" feindwärts deckte. Nur der halbherzigen Führung der Verbündeten wie dem rechtzeitigen Erscheinen einer k. u. k. Entsatzabteilung (S. M. S. „Sankt Georg" mit Torpedoeinheiten) aus dem Golf war es zu verdanken, daß die drei Kreuzer dem sonst sicheren, wenn auch ehrenvollen Untergang entrinnen konnten.

Die Ententekräfte hatten aber noch auf dem Heimweg schwere Opfer zu tragen. Der britische Kreuzer " Dartmouth " wurde vom kaiserlich=deutschen U=Boot " U C 25 " (Oberleutnant zu See Johannes Feldkirchner) durch Torpedoschuss schwer hergenommen; der französische Torpedobootzerstörer " Boutefeu " wurde im Hafen von Brindisi beim Anlaufen auf eine vom gleichem Unterseeboot gelegte Miene entzweigerissen. 92 Tote, zahlreiche Verletzte und 72 Gefangene, 2 Torpedobootzerstörer, 2 Transportdampfer und 14 Drifter waren ein harter Preis für die 15 Toten und 31 Verwundeten auf den österreichisch=ungarischen Einheiten. Vor allem aber: die mit soviel Kühnheit durchgeführte Unternehmung erleichterte die Bewegung der Unterseeboote der Mittelmächte für längere Zeit ganz wesentlich!

Der Vortragende schloss mit den Worten: " Uns aber, den btzten Generation, die in der rotweissroten Flagge das Sinnbild und Wahrzeichen ihres Lebens sahen, wird das Seegefecht von Otranto immer eine der stolzesten Erinnerungen an unsere schöne Waffe bleiben. Wenn wir uns vor den Gefallenen dieser Tage in Ehrfurcht beugen, grüssen wir zugleich auch die grosse Tote selbst, die k. u. k. Kriegsmarine, die in unserem Herzen unvergessen bleiben wird bis ans Ende unserer Tage."

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

MESSERSMITH, G. S.

NEUE FREIE PRESSE

Nr.: 26 128 TAG: 8.6.1937, 3

Gesandter Messersmith über Abnahme der Kriegsgefahr.

Wien, 8. Juni.

Die „Korrespondenz Herzog" meldet: Der amerikanische Gesandte in Oesterreich George S. Messersmith, der sich augenblicklich auf Urlaub in Amerika aufhält, hielt in einem Klub in Washington vor einem auserlesenen Kreis eine Rede, in der er die Kriegsgefahr in der Welt als kleiner bezeichnete. Mr. Messersmith wurde der Versammlung von dem ehemaligen Kongreßabgeordneten William E. Richardson vorgestellt, der eingangs erklärte, daß Oesterreich einer der drei wichtigsten diplomatischen Posten in der Welt sei.

Gesandter Messersmith gab den Versammelten ein politisches und soziales Bild des südöstlichen Europa. Er zeichnete die Entwicklung der verschiedenen politischen Bewegungen in Europa seit Beendigung des Weltkrieges und kommentierte die Auswirkung dieser Bewegungen auf andere Teile Europas. Er hob hervor, daß sich die Bestrebungen vieler Gruppen in den letzten Jahren viel friedlicher gestaltet haben. „Vielleicht wird in zwei Jahren", sagte Mr. Messersmith, „die Angst vor der unausdenkbaren Tragödie eines Krieges gebannt sein. Die Gefahr ist sicherlich noch nicht vorbei. Aber ich bin sehr optimistisch. Zum erstenmal seit einer Reihe von Jahren, daß die Gefahr eines Krieges nicht mehr besteht. Ein Angriffskrieg seitens irgendeines Staates ist heute so gut wie unmöglich und auch unwahrscheinlich. Es besteht höchstens noch weiterhin die Gefahr eines Abenteuerkrieges oder eines Krieges der Verzweiflung, aber auch diese Gefahr ist bedeutend kleiner geworden.

Wir, deren Arbeit das Studium solcher Fragen ist, glauben, daß beinahe der größere Teil aller Kriege auf wirtschaftlichen Druck zurückzuführen ist. Wenn wir diesen Druck, der auf den Völkern liegt, aufheben, verringern wir auch die Gefahr eines Krieges. Vor drei Jahren, ja sogar noch vor einem Jahr, war die Gefahr dieses wirtschaftlichen Druckes sehr groß. Aber wenn wir heute die Verhältnisse in Oesterreich, Ungarn, Jugoslawien, Tschechoslowakei, Rumänien, Griechenland und der Türkei betrachten, können wir feststellen, daß Handel und Wirtschaft im Aufblühen ist, daß sich die wirtschaftlichen Verhältnisse bedeutend gebessert haben und daß sich auch die inneren politischen Verhältnisse dieser Staaten konsolidiert haben.

Amerikas Anteil an der Aufrechterhaltung des Friedens ist bedeutend wichtiger als die meisten Amerikaner selbst glauben. Man findet in Amerika bedeutend mehr destruktive Kritik als konstruktives Denken. Die augenblickliche Situation muß realistisch und nicht mit einem sentimentalen Blick beobachtet werden. Die Bemühungen des amerikanischen Außenministeriums sind jetzt auf dem richtigen Weg. Die amerikanischen Bemühungen zum Ausbau wirtschaftlicher Beziehungen dürfen nur von dem Standpunkt aus betrachtet werden, daß sie ein bewußter Beitrag zur Vermeidung des Krieges sind, indem sie einen der Hauptgründe des Ausbruches von Kriegen beseitigen. Ich glaube, daß das amerikanische Volk sich in den letzten Jahren gar nicht bewußt war, wie drohend die Kriegsgefahr über uns allen hing. Man glaubte an Uebertreibungen durch die Zeitungen. Ich sage aber, daß die Presse nicht die Hälfte der bestandenen Gefahr schilderte. Wenn heute diese Krise vorbei ist, so dürfen wir aber nicht die Hände in den Schoß legen und glauben, daß nichts mehr für uns zu tun ist. Wir müssen arbeiten und weiterarbeiten, um in gemeinsamen Anstrengungen die Gründe eines Krieges aus der Welt zu schaffen."

Der amerikanische Gesandte wird mit seiner Gemahlin noch im Laufe des Monats Juni nach Wien zurückkehren.

Arbeiterkammer für Wien
Dokumentation

Österreichische Wehrzeitung
20. Aug. 1937

Monte San Gabriele.

Ein Gedenkblatt nach 20 Jahren.

Von Generalmajor d. R. Alfons Hofmann.

Im August 1917 rüstete sich das italienische Heer nach dreimonatiger Vorbereitung zur 11. Isonzoschlacht, einem der gewaltigsten Ringen des Weltkrieges. 51 Italienerdivisionen, unterstützt von 4100 Geschützen und 1700 Minenwerfern zielten auf den ersehnten Durchbruch unserer 20½ Infanteriedivisionen mit 1434 Geschützen und 112 Minenwerfern hin.

Am 17. August brach das dröhnende Ungewitter der einleitenden Artillerieschlacht los, am 19. trat die feindliche Infanterie an. In übermächtigem Stoß drückte sie bis zum 23. den schwächsten Teil der österreichisch-ungarischen Front zwischen dem Brückenkopf von Tolmein und Vodice nahezu fünf Kilometer tief ein. Die bedrohliche Lage machte ihre weitere freiwillige Rücknahme um abermals drei Kilometer bis einschließlich des Monte Santo nötig, wodurch das Massiv des Monte San Gabriele zum entscheidenden Flügelstützpunkt unserer Kampflinie bis zum Meer geworden war. Hielt dieser, in die feindliche Flut weit vorspringende, nun dreiseitig angreifbare Eckpfeiler nicht stand, dann schien den Italienern der Weg nach Triest offen und die bereits beschlossene Offensive zur Entlastung unserer Isonzofront wäre unmöglich gewesen. Hier flammten jetzt die schärfsten, schier übermenschlichen Kämpfe der langen und schweren Schlacht auf, da wurde mit einer Erbitterung und Todesverachtung gerungen, die in der Geschichte des an dramatischen Höhepunkten überreichen Krieges wohl einzig ist.

Seit langer Zeit war der Monte San Gabriele in bester Hut gestanden. Die 18. Infanteriebrigade mit drei Bataillonen der Südsteirer des IR. 87 (Cilli) und dem Feldjägerbataillon Nr. 9 (Graz) hatten ihn, unterstützt von einigen Marschkompagnien und von ungarischem Landsturm, in vielmonatiger Tag- und Nachtarbeit, unter vorausdenkender Führung, zu einem starken, unbezwinglichen Bollwerk ausgestaltet. Drei Verteidigungslinien hintereinander, mit zahlreichen Riegelanlagen, Stütz- und Anklammerungspunkten dazwischen wurden dem harten Gestein abgetrotzt, obwohl es oft an Werkzeug und Baustoffen gebrach. 140 Kavernen ermöglichten den Schutz der ganzen Besatzung.

In erster Linie standen beim Schlachtbeginn rechts im Dolsattel das Bataillon I/87, links am Westhange des Monte San Gabriele das dem IR. 87 unterstellte Jägerbataillon 9, mit je zwei Kompagnien des III/87 als Reserve. Ein Halbbataillon Landsturm I/2 hielt die Kammlinie besetzt, der Rest, dann das Marschhalbbataillon XXIX/87 und II/87 lagerten im Reserveverhältnis. Am 19. und 20. August bot das I/87 bei geringen Einbußen an Kämpfern mehreren tief gestaffelten Angriffen des italienischen IR. 44 (Brigade Forli), ihm schwere Verluste zufügend, ein blutiges Schach. Vor den Jägern erstickte unsere Artillerie die Angriffsvorbereitungen von Bataillonen der Brigaden Messina und Palermo schon in ihrem Feuer. Der Feind griff dann den Abschnitt des Regiments zunächst nicht mehr an.

In der Nacht zum 24. August mußte im Zuge der Räumung des Monte Santo auch das I. Bataillon schweren Herzens den Südhang dieses Berges und den Dolsattel verlassen. Statt ihm hatte bereits das II/87 im Anschluß an Jäger 9 den unter rechtem Winkel um den Veliki hrib herum nach Osten abbiegenden Zagorje-Riegel bis einschließlich der großen Geschützkaverne — beides später berühmt gewordene Punkte — besetzt. Rechts vom II. Bataillon bis zur 5. Infanteriebrigade kam das Marschhalbbataillon der 87er zum Einsatz. Zufolge dieser Bewegungen mußten 35 Kavernen, mit einem Fassungsraum für 1800 Mann, preisgegeben werden, während gerade der von allen Stellungsteilen am schwächsten ausgebaute Zagorje-Riegel den Truppen gegen Artilleriefeuer wenig Schutz bot, daher sind die von dieser Zeit an übergroßen Verluste des IR. 87 erklärlich.

Am 24. begannen die Einleitungskämpfe um die neuen Stellungen, und vom 25. August an entwickelte sich hier — besonders um den Besitz des Veliki hrib und der Geschützkaverne — eine Kette gewaltigster, hin- und herwogender Großkämpfe, die dem zum heißumstrittenen Mittelpunkt der Schlacht gewordenen Monte San Gabriele unsrerseits die Bezeichnung als „Teufelsberg mit dem frommen Namen", feindlicherseits den Namen „Monte della morte" (Todesberg) eintrugen. Aber der tapfer streitende Gegner mußte ihn doch schließlich uns überlassen.

Es würde zu weit führen, wollte man in Einzelheiten eingehen oder aus der Unzahl unsterblicher Heldentaten aller beteiligten Truppen auch nur einige anführen. Viel eindringlicher und umfassender sollen die nun folgenden Schilderungen des leider allzu früh verstorbenen Sängers des hohen Liedes der Isonzoschlachten, Oberst Dr. h. c. Georg Veith, und eines Mitkämpfers, für die herrlichen Leistungen und nicht zu überbietenden Leiden aller Gabrielekämpfer sprechen:

„Am 24. August stürmte die italienische Brigade Palermo siebzehnmal in zwanzig Stunden; umsonst. In den folgenden Tagen stürmten der Reihe nach zwölf andere Brigaden; der Erfolg war, daß meist bei Tag die Italiener im Vorteil waren, bei Nacht die Unseren. Immerhin gelang es der Uebermacht, sich immer weiter vorzuschieben und die Verteidiger schließlich auf den engen Hauptgipfel zu beschränken. Hier kämpfte das südsteirische Infanterieregiment Nr. 87 den schwersten Kampf, den je ein österreichischer Truppenkörper gekämpft hat; und als die Verteidiger auf wenige Mann zusammengeschmolzen waren und Teile anderer Regimenter ihnen zu Hilfe kamen, da übernahmen ganz selbstverständlich die überlebenden Siebenundachtziger ohne Rücksicht auf Charge und Rang die Führung; und als auch von den neuen Truppen nur noch wenige lebten und wieder neue herbeieilten, da geschah es wiederum so. Der Monte Gabriele hatte seine eigene militärische Hierarchie geschaffen; es war eine Orgie des Heldentums." (Oberst Dr. Veith.)

Arbeiterkammer für Wien
Dokumentation

Österreichische Wehrzeitung
27. Aug. 1937

Monte San Gabriele.

Ein Gedenkblatt nach 20 Jahren.

Von Generalmajor d. R. Alfons Hofmann.

(Siehe Folge 34.) (Schluß.)

Bereits am zweiten Kampftag der eigentlichen Gabriele-schlacht sind mit Ausnahme der 9er Jäger die Bataillone am Gabriele durcheinandergeworfen, die organisatorischen Zusammenhänge gelöst. Nichts mehr ist da, als eine schüttere Menschenmauer, die zuerst noch in dürftigen Stellungen, später ungeschützt in der Steinwüste am Veliki hrib, am Gabriele dem Ansturm der Zehntausende trotzt, zugedeckt von einem Feuerregen, der an Sodom und Gomorra gemahnt, in einer Hölle, die am Isonzo nicht ihresgleichen fand, taumelnd von der Hitze der Augusttage, nur aufrechterhalten vom Bewußtsein eines letzten großen Kampfes. Der Gabriele schien ein Faß ohne Boden. Ein Strom war's, der nach vorne floß, ein dünnes Rinnsal, das zurückfand.

„Am Monte San Gabriele aber habe ich den ganzen Jammer hilfloser Menschheit erlebt. Mit dem Abenddämmern setzte tagtäglich eine Menschenwanderung zu unserem Hilfsplatz ein, die den Eindruck erweckte, als hätte sich die Front in Verwundete aufgelöst." (Dr. Viktor Stephanides, Oberarzt des JR. 87.)

In der Regimentsgeschichte des JR. 14 prägt Oberstleutnant Sauer den für die Wertung dieser Kämpfe grundlegenden Satz: „Der Gabriele ist für jede Truppe ein Probierstein: Was hinaufkommt ist Gold." Und nun bewerte man danach die Siebenundachtziger in ihrem wochenlangen zähen Ringen um diesen Berg, um und auf den der Feind einen ständigen Feuerzauber gelegt hatte, den nur höchster Heldenmut zu durchschreiten vermochte, und der doch immer wieder in zahlreichen Gegenangriffen durchschritten worden ist.

So verfloß ein Tag um den anderen im unaufhörlich gleichem Grauen und Schrecken der endlosen Großschlacht. Endlos deshalb, weil sie, nur auf diesen kleinen Raum beschränkt, Großkampf in dieser Länge zu sein vermochte. Hitze, Durst und Verwesungsgeruch blieben ständige Peiniger. Nur der Hunger konnte, dank der vielen herrenlosen Verpflegung in überreichem Maße gestillt werden. Trotz Not und Tod leisteten unsere, nicht aus ihrer Ruhe zu bringenden Siebenundachtziger auch da unerhört Großes. Aber als Kern der Gabrieleverteidigung brauchten sie es und blieben dadurch bei Kräften.

Mit 108 Offizieren und 1980 Feuergewehren war das JR. 87 in die Schlacht eingetreten; als es am 4. September morgens nach Ablösung die Walstatt verließ, waren es 48/1578 Mann weniger. Die blutigen Verluste allein zählten 28/1106. Den eigenen etwa 200 Kriegsgefangenen gegenüber, konnten mehr als doppelt soviel unverwundete Italiener abgeführt werden. Sie gehörten den JR. 43, 44, 67, 93, 94, 115, 213, 214, 229, 231, 248, dem Radfahrbaon II von acht Brigaden an.

Am gleichen Tag, als Siebenundachtziger und Neunerjäger das Kampfgebiet verlassen hatten, nahm der Feind den Erzengelberg im Sturm. Er wurde zwar zum Teil wiedergewonnen, aber die Lage blieb andauernd unsicher. Erst das aus Tirol eigens herangeführte Linzer IR. 14 vermochte, zwar aus tausend Wunden blutend, aber in unwiderstehlicher Kraft den Gegner am 12. September wieder in die Tiefe zu schleudern und die Verhältnisse dauernd zu festigen.

Zu dieser Zeit wurde auch das Marschhalbbataillon XXIX/87 nach 19 Tagen schweren Kampfes abgelöst, ohne dem Italiener einen Zoll Bodens überlassen zu haben, obwohl es am 5. September sogar von rückwärts angegriffen war. Oberleutnant Franz Frantz rettete hier die Lage mit einer Handvoll Leuten der 2. Marschkompagnie.

In heute kaum fassbarer, wochenlanger Nervenprobe in der Hölle des Teufelsberges hatten es die Kerntruppen der 18. Infbrigade ihren alpenländischen Brüdern aus Oberösterreich ermöglicht, den sieggekrönten und endgültigen Schlusspunkt an das Ende der grandiosen Gabrieleschlacht zu setzen. Damit war die unerlässliche Bedingung zum Losschlagen am 24. Oktober bei Flitsch-Tolmein gegeben.

In besinnlicher Rückschau auf Zeiten tiefsten Grauens und höchsten Heldentums schreiten die einstigen Vierzehner und Siebenachtziger daran, die zwanzigste Jährung ihrer grössten Kriegstaten am Monte San Gabriele feierlich zu begehen. Eine gerechte Nachwelt wird ihene die Palme des Ruhmes zu gleichen Teilen reichen und ihene die gleiche Bewunderung zollen.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

NEUES WIENER TAGBLATT

Nr.: TAG: 23. 9. 1937 1/.

Der totale Krieg.

„Blutende Mütter werfen sich weinend über die Leichen ihrer Kinder." Kann dieser Satz, der vor Monaten in einer Reportage über den spanischen Bürgerkrieg zu lesen war, je aus dem Gedächtnisse schwinden? Hämmert er nicht mit seinem merkwürdigen Rhythmus von Zeit zu Zeit immer wieder ins Gehirn? Aber was sind die Greuel des spanischen Bürgerkrieges, der nach fachmännischen Schätzungen auch schon achthunderttausend Blutopfer gefordert hat, gegenüber den unbeschreibbaren Zerstörungen an Menschen und Werten in den dicht besiedelten Millionenstädten Chinas? Das Luftbombardement auf Nanking, die Hauptstadt des neuen China, das nach einem kurzen Vorspiel am 14. und 15. September gestern mit voller Wucht eingesetzt hat, mag der erschrockenen Menschheit die ganze Abgründigkeit des totalen Krieges vor Augen führen. Nichts hält die Japaner von ihrem Vorsatz ab, durch eine Vernichtung Nankings die nordchinesischen Truppen, die sie nicht auf den ersten Anhieb zu überwältigen vermochten, zu demoralisieren und dadurch die Kriegführung, die nach allgemeiner Ansicht auf längere Sicht für Japan finanziell nicht tragbar wäre, nach Tunlichkeit abzukürzen. Weder die Proteste Großbritanniens und der Vereinigten Staaten gegen die Barbarei eines Luftbombardements, dessen Opfer zu tausenden und aber tausenden Zivilpersonen, Frauen und Kinder, sein müssen, noch irgendwelche völkerrechtliche Bindungen aus älterer oder jüngerer Zeit hinderten das japanische Oberkommando an der Ausführung des Planes.

Exemplarisch zeigt sich, daß alle Bemühungen und Uebereinkommen zur „Humanisierung des Krieges", wie etwa die Protokolle gegen die Verwendung von Giftgasen aus dem Jahre 1925 oder die jetzt vielzitierten Bestimmungen über Beschränkungen im U-Boot-Krieg aus dem Jahre 1936, noch viel weniger aber rein platonische Pakte über eine Aechtung des Krieges überhaupt, wie sie der Briand-Kellogg-Vertrag vorsieht, im Ernstfalle keinerlei Bedeutung haben. Der totale Krieg, der heute allenthalben Schlagwort und Dogma geworden ist, schließt jede Beschränkung und Begrenzung aus. Den Krieg humanisieren zu wollen, ist gerade in unsrer Zeit ein beinahe naives Unterfangen. Ein humanisierter Krieg erscheint als Widerspruch in sich selbst heute mehr denn je, da sich der Krieg als rationalisierte, technisierte Barbarei darstellt, ausgestattet mit der Dämonie der Maschine, aller physikalischen und chemischen Kräfte, die sich stärker und mächtiger erweist als menschlicher Wille, menschliche Voraussicht und menschlicher Vorsatz.

Ganz anders als die Kämpfe auf spanischem Boden, wo trotz allen Verletzungen der Nichteinmischungsabkommen beiden Bürgerkriegsparteien nur verhältnismäßig geringe Massen an Kriegsmaterial zur Verfügung stehen und abgesehen von einigen größeren Städten der Schauplatz ein dünnbesiedeltes Land ist, gibt der fernöstliche Krieg zwischen China und Japan, das eine der stärkst gerüsteten und stärkst militarisierten Mächte der Welt ist, ein abscheuliches, geradezu entsetzenerregendes Bild von der Entfesselung aller Höllenmächte und Teufelsinstinkte, die ein moderner Krieg bedeutet und unbeschadet aller beschönigenden Redensarten bedeuten muß. Eine Verlagerung des Schauplatzes auf europäischen Boden würde die Verwüstungen und Greuel vervielfachen; denn nicht wie jetzt in Fernost würde ein hochgerüsteter Gegner einem nur schwach gerüsteten gegenüberstehen, dessen ganze Geisteshaltung seit Jahrtausenden pazifistisch ist, der den Krieg und das Kriegshandwerk seit jeher verachtet hat und erst seit ganz wenigen Jahren sich auch in dieser Hinsicht der europäischen „Zivilisation" anpaßt. Vielmehr sind in Europa alle großen Staaten, die einen mehr, die andern etwas weniger, bis zur Grenze des Möglichen mit den modernsten maschinellen und chemischen Mitteln der Menschen- und Sachgütervernichtung ausgestattet. Jeder einzelne von diesen Staaten weiß heute: Im Ernstfall ginge es ums Letzte. Wahr werden würde, was einer der deutschen Führer im Deutsch-Französischen Krieg, General Blumenthal, in einer Polemik gegen Bismarck geschrieben hat: Der geschlagene Feind müsse so behandelt werden, daß er in hundert Jahren sich nicht mehr erheben könne; er müsse in Ketten geschlagen werden, um nicht Revanche nehmen zu können."

Die Anhänger des totalen Krieges propagieren die infernalische Taktik, überhaupt nicht in erster Linie die gegnerische Armee aufzusuchen, sondern das feindliche Hinterland und dessen industrielle wie kulturelle Mittelpunkte. Für den totalen Krieg bestehen nicht die alten völkerrechtlichen Bindungen über die Schonung der Nichtkombattanten und über die Nichtbeschießung offener Städte. Für einen Angriff auf eine nicht befestigte Stadt läßt sich immer irgendeine verlogene Ausrede finden: ein Kriegsministerium, eine Militärakademie, ein Flugplatz ist ja zweifellos eine Sache, die zum Kriege gehört. Tatsächlich rechnen auch alle Staaten mit der Totalität eines künftigen Krieges; denn welchen Sinn und welche Berechtigung hätten sonst Luftschutzübungen der Zivilbevölkerung und deren Ausstattung mit Gasmasken? Das nächste Mal geht's

ums Ganze. Es wird weder Sieger noch Besiegte geben, und möglicherweise werden die Giftgase dafür sorgen, daß auch die Vegetation abstirbt und sich irgendwo mitten in Europa eine Wüste Gobi ausbreitet. Der einzige Gewinner in dem allgemeinen Weltkulturuntergang kann nach menschlicher Voraussicht nur der Bolschewismus sein. In seinem Testament sagte der größte Kriegsheros der neueren Geschichte, Napoleon: „Der Krieg ist ein Anachronismus; wer ihn noch will in Europa, will den Bürgerkrieg." Mit dem ersten Teil seiner Behauptung hat Napoleon nicht recht behalten, wohl aber mit dem zweiten, denn den meisten großen Kriegen der letzten Zeit, dem Deutsch-Französischen wie dem Weltkrieg, sind Umstürze, Revolutionen und Bürgerkriege gefolgt. Die Schrecken der Pariser Kommune von 1871, wie der Spartakusaufstände von 1918 gaben einen sehr gelinden Vorgeschmack von dem, was der nächste große europäische Krieg in dieser Hinsicht bringen würde. Darum gibt es nur eine wirkliche und wirksame Bekämpfung des moskowitischen Bolschewismus: die Bekämpfung des Krieges und die angestrengtesten Bemühungen um die Sicherung des Friedens in Europa.

Arbeiterkammer für Wien
Dokumentation

NEUES WIENER TAGBLATT

26. Sept. 1937

Oesterreich-Ungarns letzter Krieg.

VII. Band, 1. Doppellieferung, Wien, Verlag der Militärwissenschaftlichen Mitteilungen", 1937.

Das große Werk unsres Kriegsarchivs ist nunmehr beim VII. Band angelangt, dessen erstes Heft in der beträchtlichen Stärke von 13 Druckbogen erschienen ist. Dem quantitativen Inhalt entspricht auch ein qualitativer, der mit dem erschütternden Schlußakt der historischen Tragödie von Altösterreichs Untergang beginnt. Die Verfasser des Textes, Bundesminister Oberst a. D. Dr. h. c. Hofrat Glaise-Horstenau, Generaloberst a. D. Sarkotic, General d. R. Ingenieur Ratzenhofer, Oberst a. D. Kißling, Hofrat Oberst a. D. Ehnl, Oberst a. D. Mühlhofer, Generalstabsoberstleutnant des Bundesheeres Dr. Franek, Oberstleutnant a. D. Diakow sowie die Majore Dr. Czegka und Prochaska haben alles beigesteuert, was zur Klärung und zum Verständnis der Ereignisse notwendig ist, die im weiteren Verlaufe des neuen Bandes dargestellt werden.

Gleich schweren, unheilschwangeren Wetterwolken zieht sich das Verderben von allen Seiten um das Habsburgerreich zusammen, und in dem tiefen Dunkel dieser Wolken murrt und grollt es immer lauter, immer drohender. Mangel an Truppen und Arbeitskräften, an Nahrung und Kleidung, Wäsche und Seife, an Heizstoffen. Dazu Erschöpfung und Seuchen, Desertationen und Verrat, Meuterei und Revolten. Die Hoffnungen, die der Triumphzug der k. u. k. Truppen sowie der verbündeten Deutschen aus dem Flitscher Becken und der Karstwüstenei an den Piave geweckt hatten, waren bald wieder erloschen. So reich auch die Vorräte waren, die man 1917 im Friaul erbeutet hatte, die weitgehenden Hoffnungen, die naive Optimisten daran geknüpft hatten, sie erwiesen sich als trügerische Illusionen. Schon zu Beginn des Jahres 1918 richtete Feldmarschall Borovic an den Chef des Generalstabes einen alarmierenden Hilferuf, dem er neun Tage später einen zweiten folgen ließ, in dem es wörtlich hieß: „Bei den Truppen zünden die unausgesetzten Vertröstungen, daß das Hinterland darbt und daß man durchhalten müsse, nicht mehr. Dies um so weniger, als bekannt ist, daß es in der Monarchie noch immer ausgedehnte Gebiete mit unerschöpflichen Verpflegsmitteln gibt. . . . Die Truppen vertragen keine Experimente, sie müssen entsprechend versorgt werden, um leben und kämpfen zu können."

Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß sich die Zahl der Erkrankungen im Heer in bedrohlichstem Umfang vermehrte und im vierten Kriegsjahr auf eine Million angewachsen war. Durch dieses Anschwellen der Erkrankungen wurde die an sich erfreuliche Tatsache paralysiert, daß die blutigen Kriegsverluste von rund 270.000 Toten und 900.000 Verwundeten des ersten Kriegsjahres auf 70.000 Tote und 260.000 Verwundete im vierten gesunken waren. Die Reserven der Monarchie waren bis zur Neige ausgeschöpft. Mehr als 70 Prozent aller wehrpflichtigen Männer waren schon zu den Waffen gerufen worden. In der Heimat befanden sich außer den aus wirtschaftlichen Gründen Enthobenen und den Invaliden noch etwa 27 Millionen Achtzehn- bis Fünfzigjährige, schon mehrmals untauglich befundener Männer und rund 471.000 Jünglinge des eben dienstpflichtig werdenden Geburtsjahres 1900, von denen bestenfalls 100.000 Soldaten zu gewinnen waren. Auch die Munitionserzeugung blieb infolge des wachsenden Mangels an Metall und Sprengstoffen weit hinter dem Bedarf zurück. Besonders machte sich dieser Mangel bei der Infanteriemunition fühlbar, da der Bedarf infolge der wachsenden Bedeutung des Maschinengewehres immer größer wurde. So machte sich auch der Mangel auf allen Gebieten, an der Front wie im Hinterlande, in lähmender Weise geltend, und alle Versuche, ihn durch Ersatz- und Aushilfsmittel abzuschaffen, erwiesen sich früher oder später als unzulänglich.

Es war eben eingetreten, was Kaiser Karl in der vielerörterten Denkschrift vorausgesagt hatte, die er im Frühjahr 1917 Kaiser Wilhem hatte überreichen lassen, daß die Monarchie den Krieg nur mehr bis zum Herbst 1917 fortführen könne, weil sie am Ende ihrer Kräfte sei.

Wohl hatte sich die Monarchie noch im Herbst zu einer gewaltigen Kraftleistung aufgerafft und einen glänzenden Sieg errungen, aber schließlich war es, wie sich bald zeigen sollte, doch nur ein Pyrrhussieg gewesen, der ihre letzten Kräfte verzehrt hatte. Was immer auch in der letzten Zeit diese glorreiche Armee unternahm, es waren doch nur mehr die heroischen Zuckungen eines gigantischen Todeskampfes.

Mit der Darstellung der Vorbereitungen zu der letzten Offensive der alten Armee, in der sie nicht nur gegen einen an Zahl und Material weit überlegenen Gegner, sondern auch gegen die Gewalt und Tücke der Elemente zu kämpfen hatte, schließt das vorliegende Heft, das sich durch die ungeheure Tragik der heranrückenden welthistorischen Ereignisse weit über die Bedeutung einer militärischen Facharbeit erhebt.

Theodor v. Sosnosky.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

BERLINER TA GEBLATT
Nr.: 513 TAG: 30. 10. 1937

Ein Gewaltstoss öffnete Venetien

Der deutsch-österreichische Gemeinschaftssieg bei Karfreit — Eine italienische Niederlage, aus der Grosses wuchs

Von k. u. k. Generalmajor a. D. HUGO KERCHNAWE

Endlich! —

Das war das Wort der Erlösung, das im Oktober 1917 durch die Isonzofront lief.

Von Anfang an hatte das überlegene Kraftbewusstsein der Truppe den Angriff gewünscht. Sie hatte das Gefühl, dass ihr Angriff unbedingt durchdringe. Aber die Oberste Führung hatte die schwachen Kräfte am Isonzo nicht durch ein solches Wagnis aufs Spiel setzen wollen. Stand man hier doch anfangs einer mindestens fünffachen und auch jetzt noch etwa einer zweieinhalbfachen Ueberzahl an Streitern und einer noch viel grösseren artilleristischen Uebermacht, besonders an schweren Geschützen gegenüber. Ausserdem waren die Italiener ausgezeichnete Erd- und Steinarbeiter und Meister der Befestigungskunst. Ihre Stellungen waren daher sehr stark. Ihnen selbst schienen sie — wie der Schlachtbericht der Heeresleitung sagt — unüberwindlich.

Aber steter Tropfen höhlt den Stein. Seit zweieinhalb Jahren war in zwölf Isonzoschlachten das heisse Bemühen der Italiener gewesen, die anfänglich recht schwachen österreichisch-ungarischen Stellungen zu durchbrechen. Aber alle Opfer waren vergeblich geblieben. Und diese Opfer waren schliesslich, trotz der selbst für moderne Verhältnisse geringen Tagesverluste doch sehr ansehnlich geworden.

In den zwölf Schlachten waren die Italiener nirgends weiter vorgedrungen, als etwa ein modernes Feldgeschütz trug, und die Einnahme der offenen Stadt Görz, zu einer Zeit, als die K. und K. Hauptkraft in Russland festgehalten war, war der einzige sichtbare Erfolg geblieben.

Aber schliesslich genügte das doch, um der letzten Position vor Triest, der Hermada, bedenklich nahe zu kommen. Und die Einnahme von Triest bedeutete die Abschnürung der Kriegsmarine. Schliesslich findet jede Verteidigung ihre Grenze, besonders einer mehrfachen von den Industrien der ganzen Welt unterstützten Uebermacht gegenüber.

Ein Angriff sollte von der würgenden Uebermacht befreien, die italienischen Stellungen zum Einsturz bringen und damit den Gegner mindestens über seine Ausgangsstellungen zurückzuwerfen.

Deutsche Hilfe erforderlich

Von der Aufbringung einer relativen Ueberlegenheit zum Angriff konnte natürlich keine Rede sein. Aber auch um an entscheidender Stelle wenigstens so stark zu sein, dass der Angriff Aussicht auf Erfolg hatte, war deutsche Hilfe erforderlich. Der lange Kampf hatte infolge der mangelhaften Kriegsvorbereitungen Oesterreich-Ungarns so schwere Opfer erfordert, dass die alten Stämme vollkommen ausgelaugt und das ganze ohnedem nicht sehr starke Heer auch nicht mehr volle Kampfstärke besass.

Nach längeren Verhandlungen wurde diese Hilfe auch zugesagt. Sieben ausgesuchte, erprobte deutsche Divisionen (ca. 55 000 Gewehre) mit zahlreicher Artillerie, besonders auch schwerer, dann Minen- und Gaswerfern, rollten als deutsche 14. Armee unter Generaloberst v. Below in den in Aussicht genommenen Raum am oberen Isonzo zwischen Flitsch und Tolmein. Drei besonders erprobte k. u. k. Divisionen unter General d. Inf. Alfred Krauss bildeten als I. Korps im Vereine mit einer schwachen deutschen Division bei Flitsch die rechte Flankendeckung. Noch weiter nördlich sollte eine schwache Gruppe der Kärntner Verteidigungstruppen mitwirken. Den deutschen Korps wurden die in ihren Angriffsräumen stehenden k. u. k. Divisionen unterstellt.

Dergestalt war es gelungen, in dem entscheidenden Raum wenigstens annähernd so stark zu sein wie der in starken Stellungen stehende Gegner. 123 verbündete Bataillone standen den 138 in Stellung befindlichen italienischen gegenüber, 334 k. u. k. und deutsche Batterien den 320 bis 330 der Italiener. An der ganzen Isonzofront standen 427 verbündete Bataillone mit höchstens 350 000 Gewehren gegen ca. 570 italienische mit 560 000 Gewehren, zu denen noch eine Reitermasse von 114 Schwadronen kam. Entgegen den 673 Batterien der Verbündeten standen an 900 der Italiener; wobei sich aber die schweren Kaliber wie 1 : 3,5 verhielten. Dementsprechend vermochten die Italiener hinter den ihnen besonders bedroht erscheinenden Südflügel eine Masse von

etwa 120 Bataillonen und 112 Schwadronen als Reserven zu versammeln, denen hinter der Mitte unserer Front nur sieben schwache Divisionen als Reserven gegenüberstanden.

Es mag befremden, dass die verbündeten Reserven nicht hinter dem angreifenden Nordflügel versammelt waren. Dem kann entgegengehalten werden, dass die Heeresleitung damit einem eventuellen Gegenstoss der überlegenen feindlichen Reserven begegnen wollte, ferner dass der zur Verfügung stehende Raum und die ohnedem überlasteten, weniger leistungsfähigen Bahnlinien eine Ansammlung der Reserven hinter dem Nordflügel erschwerte. Vor allem aber, dass bei der Heeresleitung an einen weitreichenden Erfolg nicht gedacht wurde. Man wollte sich von dem Würgegriff der Italiener befreien, sonst nichts.

Ganz anders dachte der Führer der rechten Flügelgruppe, General d. I. Alfred Krauss. Er schätzte die geschwächte Widerstandskraft der Italiener und die innere Ueberlegenheit seiner ausgezeichneten Truppen richtig ein. Er mutete seinen Steirern und Tirolern, seinen Oberösterreichern und Salzburgern, seinen Kärntnern und Bosniaken — nach den Deutschen wohl die besten Kämpfern der alten Armee — die Stosskraft zu, die Stellungen des Feindes zu überrennen und dann mit Unterstützung der ausgesuchten deutschen Jägerdivision den Erfolg weiterzutragen, bis an die Kraftquelle des Gegners. Um den erwarteten Erfolg entsprechend auswerten zu können, bat er bei der Heeresleitung um Unterstellung seiner alten, im Antransport befindlichen 29. (sudetendeutschen) Division, und um Kavallerie und Radfahrer. Die Heeresleitung lehnte dies ab. Sie schied die 29. Division als Heeresreserve aus, Kavallerie aber hatte sie so gut wie keine und an Radfahrern nicht viel mehr. Denn die Kavallerie und Artillerie hatten auf Befehl des Kaisers fast alle ihre Pferde aus Ernährungsrücksichten und zur Unterstützung der Landwirtschaft abgeben müssen. Die k. u. k. Formationen hatten darum auch eine sehr beschränkte operative Beweglichkeit, zu einer Offensive mussten ihre Batterien erst soweit mit Pferden versorgt werden, dass sie die Geschütze und ein paar Fuhren Munition fortbringen konnten. Mit 35 bis 40 Schuss je Geschütz lässt sich ein nachhaltiger Widerstand nicht brechen. Die bei Flitsch—Karfreit niedergekämpften Italiener dachten allerdings vorerst daran überhaupt nicht. Eigentlich hatte dies nur General Krauss vorausgesehen und General Below auch für diese Ansicht gewonnen. Die Gruppe Krauss wurde daher in der folgenden Schlacht statt zum Flankenschutz zur entscheidenden Stossgruppe.

Ein Zwischenfall wird Glücksfall

Die mangelhaften Verbindungen hinter dem Nordflügel erschwerten die Vorbereitungen zum Angriff. Mussten doch für die k. u. k. Artillerie allein 2000 Waggons Munition (für die ganze Front) herangeschafft und bei der Gruppe Krauss zum grossen Teil von der Mannschaft in die hochgelegenen Stellungen hinaufgeschleppt werden. Die schweren Kraftfahrbatterien dieser Gruppe konnten nur bei Nacht in Stellung gehen, und zwar 500 Meter unter der

ERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Nr.: TAG:

Nase der Italiener vorbei, über die einzige Autostrasse über den Predilpass. Es bleibt bis heute ein Wunder, dass die sonst im Sicherungsdienst so aufmerksamen Italiener dies trotz des gewaltigen Lärmens dieser schweren Kraftfahrzeuge nicht merkten.

So musste denn der ursprünglich für den 20. oder 21. Oktober in Aussicht genommene Angriff auf den 24. verschoben werden. Merkwürdigerweise war das sogar ein Glücksfall. Kurz vor dem 20. Oktober lief ein rumänischer Reserveleutnant, der über den beabsichtigten Angriff recht gut unterrichtet war, zum Feinde über. Als dann der Angriff am 21. nicht stattfand, bestärkte dies die italienische Heeresleitung in der Annahme, dass die Angriffsvorbereitungen gegenüber den von ihr für uneinnehmbar gehaltenen Stellungen am Nordflügel nur Demonstration und der Ueberläufer ein Sendling des österreichischen Nachrichtendienstes sei, um sie zu täuschen. So blieben denn die italienischen Reserven an ihrem Platz.

Am 24. morgens sollte aber den Italienern bald klar werden, dass es mit dem von ihnen für unmöglich gehaltenen Angriff grimmiger Ernst war. Nach mehrstündiger heftiger Artillerievorbereitung drangen die verbündeten Truppen nahezu auf der ganzen Front der 14. Armee in die italienischen Stellungen ein. Besonders verhängnisvoll wurden für sie die vollkommen überraschenden Talvorstösse der Gruppe Krauss bei Flitsch und der oberschlesischen 12. Division unter Generalleutnant v. Lequis bei Karfreit. Dort durchbrachen die Südsteirer des 26. Landwehrregiments (etwa zur Hälfte Slowenen), dem General Krauss als seinem alten Regiment die Ehre des ersten Angriffs zugedacht hatte, die italienischen Stellungen, und die nachfolgenden Obersteierer und Tiroler Landesschützen der 22. Landwehrdivision werteten diesen Erfolg aus und nahmen in der folgenden Nacht noch den beherrschenden Rücken des 1700 Meter hohen Stol.

Bei Karfreit aber drang General v. Lequis nach Durchbrechung der feindlichen Stellung im ehemaligen Isonzotale fast unaufgehalten nahezu einen Tagesmarsch im Rücken der Italiener vor. Das nun in die Zange genommene italienische VII. Korps wurde dadurch fast restlos zur Uebergabe gezwungen.

Alle diese Erfolge brachten die ganze italienische Isonzofront, die dadurch in Flanke und Rücken bedroht wurde, zum Einsturz.

Als am folgenden Tage, am 25. Oktober, auch die südlich befindlichen k. u. k. Armeen zum Angriff übergingen, wehrten sich die Italiener wohl an den meisten Stellen noch hartnäckig, am 26. traten sie aber überall den Rückzug an.

Wohl hat der italienische Oberbefehlshaber, General Cadorna, an neuen Widerstand gedacht. Er hatte eine rückwärtige Linie, deren nördlichen Flügelstützpunkt der über 2000 Meter hohe Monte Maggiore bilden sollte, vorbereiten lassen. Er entsandte einen besonders tüchtigen Alpini-Obersten, zwei ausgesuchte Alpini-Bataillone und eine Gebirgsbatterie aus der Heeresreserve dorthin, um diesen ihn entscheidend dünkenden Stützpunkt auf alle Fälle zu halten. Aber ein Tiroler Kaiserjägerbataillon des Korps Krauss unter Major Nürnberger war ihm zuvorgekommen und hatte die dortige Alpinibesatzung bereits geworfen. Unverrichteter Dinge musste das Detachement umkehren.

Die bedrohliche Lage am Taglimento

Der grosse Erfolg der 14. Armee wurde von General v. Below durch unaufhaltsames Vordringen in südwestlicher bzw. des Korps Krauss in westlicher Richtung ausgenützt. Die hierdurch am mittleren und unteren linken Tagliamentoufer zusammengedrängten beiden italienischen Armeen, die 2. und 3., kamen infolgedessen in eine höchst bedrohliche Lage. Sie hätte wahrscheinlich zur Vernichtung des grössten Teiles dieser beiden Armeen und damit der italienischen Hauptmacht geführt, hätte der Führer der südlichen Nachbararmee, Generaloberst Boroevic, es bei der Heeresleitung durchgesetzt, dass die Armee v. Below aus dem ihr zugewiesenen Vorrückungsstreifen herausgehe und ihren Vormarsch in westlicher Richtung fortsetze. Dementsprechend musste auch das Korps Krauss, statt nach der Bezwingung des Tagliamento, wie der Armeeführer und Korpskommandant es wollten, den Vormarsch nach Westen fortzusetzen, nach Norden in das bereits winterliche Gebirge abbiegen. Wohl nahm das Korps dort zwei italienische Divisionen gefangen, es musste aber dann nahezu ohne Artillerie und Munition beim Durchbruch der Brenta und der Piave um den Austritt aus dem Gebirge erfolglos kämpfen, statt seinerseits, den gewonnenen Vorsprung festhaltend, den Italienern dort den Ausgang aus den Bergen zu verlegen.

Gewaltige Beute

So war es der neuen italienischen Heeresleitung möglich, mit englischer und französischer Hilfe am Piave eine neue, widerstandsfähige Front zu schaffen, zu deren sofortiger Ueberwindung die nötige Munition und Brückengerät fehlte. Als diese nach und nach einlangten, war es zu einem handstreichartigen Uebergang zu spät.

War so auch der volle strategische Erfolg, der Italien wahrscheinlich widerstandsunfähig gemacht hätte, ausgeblieben, so war der taktische Gewinn sehr gross. 15 000 Tote und 45 000 Verwundete hatte der Gegner auf den Schlachtfeldern gelassen. 350 000 Gefangene (das heisst die Feuergewehrstärke der verbündeten Isonzoarmeen!), an 3000 Geschütze (das heisst um 300 mehr als die k. und k. Artillerie bei Kriegsausbruch besessen hatte), und noch mehr Maschinengewehre und Minenwerfer, unübersehbares Kriegsgerät und Vorräte waren in den Händen der Sieger geblieben. Es war neben Tannenberg der grösste Sieg der Weltgeschichte in offener Feldschlacht, ja wenn man nur die Kriegsbeute allein berücksichtigt, sogar ein grösserer als der in Ostpreussen. Der Ausfall an Streitern war aber für die Italiener noch grösser, denn 500 000 Versprengte wurden erst an den Mincio- und Poübergängen aufgehalten. Das österreichisch-ungarische I. Korps, welches an entscheidender Stelle gekämpft, hatte bis zum Tagliamentoübergang nur etwa 5 Prozent eingebüsst.

Die Leistung des italienischen Volkes

Es bleibt eine grosse und bewunderungswerte Leistung des italienischen Volkes, dass es nach dieser unvorhergesehenen entsetzlichen Niederlage den Widerstand nicht aufgab, wie es eine grosse Leistung der italienischen Heeresleitung war, in verhältnismässig kurzer Zeit, wenn auch mit fremder Hilfe, wieder ein kampffähiges Heer und eine widerstandsfähige Front zu schaffen.

So wurde die Schlacht von Flitsch-Karfreit statt zur Morgenröte einer neuen Zeit der wiedererstarkten Völkermonarchie an der Donau zur glanzvollen Abendröte des alten Reiches und seines tapferen Heeres, das von einem deutschen Kaiser (Kaiser Max, der letzte Ritter) gebildet und, durch Jahrhunderte im deutschen Sinne geführt, ebensolange die beste und verlässlichste Schutzwehr des Deutschen Reiches im Westen und im Osten gebildet hatte.

Darüber hinaus aber hatte das „Wunder von Karfreit" ebenso wie Gorlice, Belgrad und Rumänien bewiesen, dass die deutschen Stämme und die von ihnen geführten und ausgebildeten Truppen unwiderstehlich waren, wenn sie, geeint, unter zielbewusster Führung zu einem grossen Ziele eingesetzt wurden.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

MARCU Valeriu
URUTSKY, Karl

DAS NEUE TAGEBUCH (Paris-Amsterdam)
Hrsg. Leopold Schwarzschild

49 TAG: 4. 12. 1937

Siebenhundert Seiten über Sozialisten und Krieg

Von Valeriu Marcu

Das Problem

Die Hoffnung und der Glaube Europas vor 1914 nahmen an, die Männer der Arbeiter-Internationale würden sich dem Weltkrieg mit zürnender Begeisterung entgegenstellen. „Wir rufen", erklärt Jean Jaurès, „die Lebenden zur Verteidigung des von Mord bedrohten Lebens auf." Und sollte es der sozialistischen Internationale nicht gelingen, den Weg zur Schlacht zu versperren, — denn nicht sie ist die Herrin der Welt, — dann, ja, dann schwört der letzte Kongress der Sozialisten aller Länder vor 1914, „die durch den Krieg herbeigeführte wirtschaftliche und politische Krise zur Aufrüttelung des Volkes auszunützen, und dadurch die Beseitigung der kapitalistischen Klassenherrschaft zu beschleunigen".

Als plötzlich die Kugel eines Minderjährigen in Sarajevo genügt hatte, um alle Kontinente erzittern zu lassen und so die kommende Riesenflamme gegen Menschen, Städte und Länder sichtbar ward, da zauderten die Führer der Sozialisten nicht. Die Nähe der Gefahr trieb sie zu noch grösserer Eile an. Sie riefen in Paris, Berlin, Wien und Rom die Völker zum drohenden Friedenschor auf. In Paris sprach am 16. Juli 1914 Marcel Sembat vor der höchsten Instanz der sozialistischen Partei und sagte: „Ich liebe keine Uebertreibungen, aber ich bin überzeugt, dass, wenn ein Konflikt zwischen Frankreich und Deutschland akut würde, der Streik von selbst käme." Der Vorstand der grössten deutschen Partei, der Sozialdemokratie, liess in einem mutigen Aufruf am 25. Juli 1914 verkünden: „...Kein Tropfen Blut eines deutschen Soldaten darf dem Machtkitzel der österreichischen Gewalthaber, den imperialistischen Profitinteressen geopfert werden... Gefahr ist im Verzug! Der Weltkrieg droht! Die herrschenden Klassen, die euch im Frieden knebeln, verachten, ausnutzen, wollen euch als Kanonenfutter missbrauchen... Nieder mit dem Krieg! Hoch die internationale Völkerverbrüderung!"

In Brüssel tagte am 30. Juli das Büro der Internationale, und selbst Rosa Luxemburg, die an dieser Sitzung teilnahm, war, trotz ihres ständigen Argwohns, von der Entschlossenheit der da tagenden Männer durchdrungen. Hermann Müller (der spätere Reichskanzler) eilte nach der Ermordung Jaurès' nach Paris, um seinen französischen Genossen zu versichern, dass die Reichstagsfraktion der Sozialdemokratie unter keinen Bedingungen für die Kriegskredite stimmen würde.

So entschlossen war man, die Einheit zwischen Theorie, Versprechen und Praxis zu hüten, dass die deutsche Sozialdemokratie nach zwei Jahrzehnten Sonnenglanz der Legalität, trotz eines Millionenvermögens an Zeitungen, Gewerkschaftsgebäuden, Parteihäusern und Druckereien über Nacht Fritz Ebert und Otto Braun in die Schweiz sandte. Sie sollten, falls der Krieg zur Tatsache werden und die Partei verfolgt und niedergetreten würde, vom Ausland aus im Sinn einer schon siebzigjährigen revolutionären Tradition wirken.

In fünf Tagen, *vom 31. Juli bis zum 4. August*, ist dann der unerwartete Umschwung in der Seele eines jeden Sozialisten geschehen. Die Sozialisten haben den von ihnen gehassten und prophezeiten Krieg moralisch und politisch zu dem ihren gemacht. Ihr Herz klopfte gemeinsam mit dem des Obersten Kriegsherrn. Ihre Stimme proklamierte diesen neuen Tag ihres Lebens zum heiligen, und die Gegner der eigenen Regierung waren die Barbaren. Im deutschen Reichstag stimmte die sozialistische Fraktion am 4. August geschlossen für die Kriegskredite. Auch Karl Liebknecht stimmte an diesem Tag wie seine Fraktionsgenossen.

Wenn die Sozialdemokratie am 4. August in allen

Ländern zur Macht gelangt wäre und wenn sie infolge dieser Wendung dann für ihre früheren Theorien und für ihre Vergangenheit nur noch ein Murmeln skeptischer Verachtung übrig gehabt hätte, es wäre nichts Ueberraschendes. Denn zumeist vollzieht sich mit dem Sprung an die Macht die Preisgabe der eigenen Oppositionsprinzipien. Aber nicht an die Macht zu kommen und dennoch auf das eigene Kriterium, auf das eigene spezifisch geistige Gewicht zu verzichten, heisst wonnig berauscht sein Recht auf das Jahrhundert preiszugeben.

Der 4. August 1914 sollte nicht nur Sozialisten interessieren. Er ist in der Geschichte der Politik ein „soziologisches Datum". Die Erklärungen über den 4. August sind keine archaischen Probleme. In solchen Schwierigkeiten, Knoten und Widersprüchen des gesellschaftlichen Seins äussert sich das Leben der Völker. Was muss in den Seelen von Millionen Anhängern geschehen sein, damit sie die Gefässe ihres Kultes über Nacht vertauschten?

Nichts ist lächerlicher als diesen fundamentalen Tatsachenkomplex durch den sogenannten Verrat der Führer der Internationale zu erklären. Dieses Wort vor diesem Problem ist entweder Demagogie oder Tautologie. Ueber den 4. August, seine Voraussetzungen und Folgen hat *Karl Kautsky* das umfangreichste Buch, das bis jetzt in der deutschen Emigration geschrieben wurde, verfasst. Der Titel des Werkes: „*Sozialisten und Krieg*" (Orbis-Verlag, Prag) verspricht der Menschen Tun in schwerer Bedrängnis zu erklären; verspricht ein Stück aus dem ewigen Gegensatz zwischen dem ununterbrochenen Fluss der Dinge und dem zum Axiom, zur Starrheit neigenden Denken zu entschleiern.

Aspekte des Problems

Karl Kautsky war jahrzehntelang der ebenso milde wie fruchtbare Lehrer der Internationale. Eine flüchtige Zählung der Seiten seiner Bücher, Broschüren und Artikel in der Zeitschrift „Die Neue Zeit" ergab die Zahl zehntausend. Er waltete als Schatzmeister des marxistischen Alphabets und zählte immer wieder die im Umlauf befindlichen geistigen Münzen des Meisters nach. Der gangbare Marxismus in den Jahrzehnten zwischen 1890 und 1914 war Kautskyscher Prägung. Es war der Marxismus, der für die Nachmittage und Abende einer im wesentlichen friedlichen Epoche passte. Die Bücher dieses Marxismus erinnern an Stichwahlen, wie die Biedermeiermöbel an Reifröcke. Wo sich Kautskys Streben der Kardinalfrage der Politik, dem *Imperialismus*, nähert, dem Problem, das Karl Marx nur flüchtig streifte, da verstummt er. Kautsky lässt die einzigen selbständigen, einzigen wichtigen Arbeiten der marxistischen Literatur — Hilferdings Finanzkapital, Rosa Luxemburgs Akkumulation des Kapitals, Lenins Imperialismus — ganz unberührt und unberücksichtigt. Deshalb vermag er in seinem neuesten Werk zu schreiben: Der Charakter des Weltkriegs sei nicht klar gewesen, ergo hätte auch die Sozialdemokratie mit ihrer Einstellung zum Krieg durch einige Unklarheiten gesündigt. Der Imperialismus, schreibt er, war wie die Kolonialpolitik „nicht ganz unschuldig am Weltkrieg". Aber gerade in dem Moment, „als er ausbrach, bestanden keinerlei Kolonialkonflikte zwischen den Kolonialmächten. Jeder war friedlich beigelegt".

Die Internationale, meint Kautsky, hat nicht versagt; denn sie ist keine Organisation für kriegerische, sondern für friedliche Zeiten. Ist die militärische Maschine einmal losgelassen, bewegen sich die feindlichen Armeen gegeneinander, dann handelt es sich überhaupt nicht mehr um Krieg oder Frieden. Die sozialistischen Parteien eines jeden Landes stehen vielmehr plötzlich vor der bangen Frage: Invasion oder Nicht-Invasion? Allerdings habe der Anfang und der Verlauf des Weltkriegs manchen Sozialisten die ruhige Besinnung genommen. In dieser Hinsicht aber, spricht Kautsky weiter, hätten sich sogar die „Altmeister der Bewegung" manches zuschulden kommen lassen. Selbst Friedrich Engels und Karl Marx seien während der Kriege ihrer Epoche durch heisse Leidenschaft „in Verwirrung geraten". Und die Hauptsache ist doch nach Karl Kautsky, während des Kriegs objektiv zu sein, ruhig Blut zu behalten.

Bebt die Welt, stirbt die Menschheit, dann müssen die Sozialisten erst recht grosse Leser werden. In unermüdlichem Eifer müssten sie mit der Kühle ihres reinen Gewissens den Angreifer feststellen, und nachdem sie das Streitobjekt einwandfrei festgestellt hätten, ihre Regierung zwingen, die Kriegsziele bekannt zu geben. Das Idealprogramm der höchsten Tatkraft einer sozialistischen Partei während des Weltkriegs beschreibt Kautsky mit folgenden Worten: „Die Partei solle auf keinen Fall bedingungslos für oder gegen die Kriegskredite stimmen, sondern die Entscheidung darüber von der Erfüllung bestimmter Bedingungen abhängig machen, die sie der Regierung stelite."

Diese These, die Kautsky seit Jahren vertritt und in seinem neuen, siebenhundert Seiten umfassenden Werk ausführlich fundiert, fand schon während des Kriegs entsetzte Ablehnung in den Reihen des radikalen Sozialismus. Rosa Luxemburg behauptet, die Führer der Arbeiter-Internationale hätten den Sozialismus wie eine schlechtgelernte Lektion vergessen. Sie donnerte, „dass unter den mörderischen Schlägen der imperialistischen Gruppen die Arbeiter-Internationale, der Stolz und die Hoffnung früherer Tage schmählich zusammengebrochen sei, am schmählichsten allerdings ihre deutsche Sektion".

Und Lenin schreibt gegen Kautsky: „Nicht vom Standpunkt ‚meines Landes' aus darf ich urteilen (denn so würde ein kläglicher Dummkopf, ein nationalistischer Spiesser urteilen, der nicht versteht, dass er ein Spielzeug in den Händen der imperialistischen Bourgeoisie ist), sondern vom Standpunkt meiner Teilnahme an der Vorbereitung, der Propagierung, der Beschleunigung der proletarischen Weltrevolution."

In Wirklichkeit hatten sich die Ereignisse ausserhalb der streitenden Schulen des Sozialismus entwickelt. Die

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

TAG:

Arbeiter-Internationale trat während des Weltkriegs nicht mehr in Erscheinung als irgendein Skatklub. Um so mehr aber die einzelnen Parteien der Internationale, — weil die Nationalitäten und Staaten keine blosse Doktrin sind, sondern, wie Ranke sie nennt, das „Real-Geistige". Die sozialistischen Parteien innerhalb der einzelnen Staaten konnten so wenig wie die nicht-sozialistischen nur blosse Weltanschauung oder Meinung vertreten. Sie waren selbst ein Teil der Energien, der Kräfte der Nationen, in denen sich die Menschheit offenbarte. Je stürmischer und freier sich die einzelnen Parteien der Internationale vor 1914 entwickeln konnten, je demokratischer die Länder waren, um so gewaltiger war dann ihr nationaler Elan im Kriege.

Die Meinungen der Sozialisten blieben nur blosse Erinnerungen, sowohl die Kautskys als die der Linken. Kautsky, weil er glaubte, die Gefühle der Menschheit erschöpften sich in Ruhig-Blut-Bewahren; und die Linken, weil sie das Proletariat als abgesonderten revolutionären Staat im Staat konstituieren wollten. Ohne den Sozialismus, erklärt Karl Kautsky ganz richtig, wäre der Krieg nicht zu führen. Also musste er mit ihm geführt werden. Diese Tatsache hat sogar *Bethmann Hollweg* erkannt. „Ballin", steht in Kautskys Buch zu lesen, „fragt Bethmann am Vormittag des 1. August, warum er mit der Kriegserklärung an Russland so enorme Eile habe, worauf ihm dieser antwortet: Sonst kriege ich die SPD. nicht mit."

So hat die revolutionäre Tradition der einzelnen Parteien der Internationale (die von Marx und Engels geprägte Parole gegen den Zarismus in Deutschland und die Parole des jakobinischen Sturms und Drangs in Frankreich) den Krieg nur vertieft — der Seele der Massen die Munition gegeben.

Und keine neue Epoche der Geschichte knüpft ihre Erinnerungen an die Arbeiter-Internationale an.

WIENER ZEITUNG (A)
NR 203 DATUM 25.7.1938, 6

SOWIDOK
AK-WIEN

Das wahre Gesicht des Weltkrieges

O. C. Ettighoffer: „Eine Armee meutert", „Verdun, das große Gericht", „Das gefesselte Heer". C.-Bertelsmann-Verlag, Gütersloh.

Wahrhaft erschreckende Dokumente um das große Weltgeschehen der Jahre 1914 bis 1918 werden noch einmal offenbar in den letzten drei Kriegsbüchern Ettighoffers, der all das Grauenvolle tausendfältig an sich selbst erlebte und erlitt und daher wie kein anderer berufen ist, auch jetzt, nach zwanzig Jahren, noch unerbittliche Kritik zu üben an Dingen und Geschehnissen und reichlich verpaßten Gelegenheiten, die einst das deutsche Schicksal hätten anders gestalten können. So gleich im ersten Buche „Eine Armee meutert", in der auf Grund von Augenzeugen- und Tatsachenberichten ausführlich Frankreichs schwerste Stunde, aber auch Deutschlands verpaßte Gelegenheit geschildert wird, als nach der Doppelschlacht am Damenweg und vor Arras im Frühjahr 1917 nicht weniger als 115 französische Truppeneinheiten, darunter 75 Infanterieregimenter, 23 Elitebataillone, Jäger zu Fuß und 12 Artillerieregimenter vom Taumel der Meuterei erfaßt werden, nicht mitgerechnet die zahlreichen Nebenformationen an der Front, in der Etappe und sogar in der Heimat. Bis nach Paris pflanzt sich der Aufruhr fort, nur die damalige deutsche Heeresleitung weiß und erfährt von all dem nichts, trotz den Erzählungen deutscher Rückläufer, aus französischer Gefangenschaft geflohener Feldgrauer, die vom müden Heer da drüben berichten. Mit einem resignierenden „Vorbei . . .!" schließt das Buch.

Das zweite Werk „Verdun, das große Gericht", das Buch des unbekannten Feldgrauen der Westfront, ist dem Gedächtnis aller Soldaten, die um Verdun litten, bluteten und starben, von dem „Stoßtruppführer Ettighoffer" gewidmet, der damit in die Reihe der großen Volkstumsschriftsteller dieser Zeit eingerückt ist. Für die Wucht seiner Darstellung sprechen allein schon die zwanzig Jahre nachher, im Herbst 1936 niedergeschriebenen Einleitungsworte zu dem großen Ringen um Verdun: Bei Verdun sollte Frankreich verbluten. Bei Verdun ist auch Deutschland verblutet. 698.831 Soldaten bluteten um Verdun in der größten und heldenhaftesten Schlacht aller Zeiten. Die Kriegsfurie hielt blutiges Gericht über zwei große Nationen und ihre besten Soldaten.

In dem letzten Buch „Das gefesselte Heer" schildert Ettighoffer in einer neu aufgelegten Volksausgabe all die bitteren Erfahrungen seiner französischen Kriegsgefangenschaft, in die er an der Marne, zwischen Tanks und Trümmern schwerverwundet, geriet und aus der er erst im Februar 1920, lange nach dem sogenannten Friedensvertrage, zusammen mit tausenden deutscher Leidensgenossen entlassen wurde. Ein Trost nur klingt auf auch für andere Zeiten, so sie einst wiederkehren sollten, das gefesselte Heer der grauen Zehntausende hat sich auch in der Gefangenschaft nicht unterkriegen lassen, war stark und unbeugsam geblieben.

m—eu.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

CORSE - HORSTEIN

NEUE FREIE PRESSE

Nr.: 26539 TAG: 29.7.1938/3f

Das erste Generalstabswerk über den Weltkrieg

Wien, 29. Juli

„Oesterreich-Ungarns letzter Krieg 1914—1918" betitelt sich das österreichische, vom ehemaligen Bundesministerium für Landesverteidigung und vom Kriegsarchiv herausgegebene Monumentalwerk über den Weltkrieg, dessen letzter Band soeben erschienen ist (Verlag Militärwissenschaftliche Mitteilungen in Wien). Der Abschluß des Werkes erfolgt genau zwanzig Jahre nach dem Ende der Weltkatastrophe und in einer Zeit, in der sich ein gewaltiges historisches Ereignis vollzieht, die Heimkehr Oesterreichs ins Deutsche Reich. „Oesterreich-Ungarns letzter Krieg 1914—1918" ist das erste Generalstabswerk über den Weltkrieg, das bisher vollendet vorliegt. Man folgt hiebei anscheinend einer Tradition, denn auch das vorletzte, vom österreichischen Generalstab herausgegebene Werk über „Oesterreichs Kämpfe 1866" war lange vor allen anderen offiziellen Werken der Oeffentlichkeit übergeben worden. Unter den gegenwärtigen Umständen ist es nicht uninteressant, das Vorwort des letztgenannten Werkes, das den Austritt Oesterreichs aus dem Deutschen Reich in den Mittelpunkt resignierter Betrachtungen stellt, mit dem Vorwort zum siebenten Bande des Weltkriegswerkes zu vergleichen, das der Rückkehr Oesterreichs in das Deutsche Reich mit freudiger Genugtuung gedenkt. Nach dem Kriege 1866 beeilte man sich, das Generalstabswerk schon ein Jahr darauf herauszubringen und sagt darüber: „Dieses Werk erscheint offenbar zu früh — und doch kann dasselbe nicht früh genug in die Hände des Heeres kommen, damit dieses ersehe und für alle Zukunft wisse, in welcher Weise es gleichzeitig zu so großem Triumphe und so entsetzlicher Niederlage gekommen ist." Man wäre versucht, gleiche Worte auch vom Weltkrieg zu gebrauchen. Das Weltkriegswerk erscheint zwar schon in einem größeren Zeitabstand — es wurde etwa zehn Jahre nach Kriegsende begonnen — hat aber auch einen gigantischen Stoff zu bewältigen, dessen streng wissenschaftlicher Behandlung sich vorher kaum geahnte Schwierigkeiten entgegenstellten. Daß es dennoch gelang, das Riesenwerk so bald und mit anerkanntem Erfolg zu beenden, ist der Selbstlosigkeit und der Sachkundigkeit der zahlreichen ständigen Mitarbeiter und fallweisen Ratgeber zu danken, die ihre reichen persönlichen Erfahrungen zur Verfügung stellten und keine Mühe scheuten, das Chaos der Feldakten und des sich stündlich mehrenden und noch immer anwachsenden literarischen Materials — Memoiren, Monographien, kriegsgeschichtliche Einzeldarstellungen, Kriegserlebnisbücher — zu klären. Im Hinblick auf diese Schwierigkeiten und auf die Knappheit der Mittel verdient es noch hervorgehoben zu werden, daß es möglich war, fast jährlich einen Band herauszubringen. Mit großer Wärme gedenken die Verfasser ferner der Hilfsbereitschaft der alten Kameraden, wodurch das Werk nicht wenig gefördert worden sei.

Die Vollendung des Werkes innerhalb der großen historischen Wendung im Herzen Europas ladet zu selbstbesinnlicher Betrachtung ein, nicht nur über die Ereignisse des vierjährigen Krieges, sondern auch über die mehrhundertjährige Vergangenheit der ruhmvollen alten Armee, die vom Mittelalter bis in die neueste Zeit auch die Armee der deutschen Kaiser war. Hiezu bringt der vorliegende siebente und letzte Band neben der Darstellung der Ereignisse des Kriegsjahres 1918 auch einen Schlußartikel „Der Weltkrieg im Lichte rückschauender Betrachtung", in dem die „Kernprobleme" und die „Schicksalsphasen" des großen Krieges zur Sprache kommen. Nach der Lektüre dieses Abschnittes kann man sich nicht des Eindruckes erwehren, daß der Riesenkampf der von einer Welt von Feinden eingekreisten Mittelmächte von Haus aus kaum nennenswerte Erfolgchancen geboten hat. Dabei tritt an die Kritik die Frage heran, ob — wenn schon zur Notwehr der Fehdehandschuh aufgehoben werden mußte — alles derart vorbereitet war, was diesen geringen Aussichten die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges verleihen konnte. Diese Frage läßt sich nur beantworten, wenn man die Kriegsvorbereitungen im allerweitesten Sinne — also in politischer, militärischer, wirtschaftlicher und moralischer Hinsicht — untersucht und weiter prüft, ob sie mit den jüngsten Kriegserfahrungen in Einklang stehen, die einen Blick in die Zukunft erleichtern. Der alte Generalfeldmarschall Moltke — der letzte große Stratege des neunzehnten Jahrhunderts — hat der Mit- und Nachwelt manchen Ausblick auf einen künftigen Krieg eröffnet und bei allem Vorbehalt für geänderte Verhältnisse Lehren hinterlassen, die der soldatischen Generation vor dem Kriege zum Gemeingut geworden waren. So verkündete er, daß ein Zukunftskrieg ein siebenjähriger oder auch ein dreißigjähriger sein kann und daß Fehler im Aufmarsch im ganzen Verlauf des Krieges nicht mehr gut zu machen seien. Die Erfahrungen des Weltkrieges haben ihm recht gegeben. In der Vorstellung eines kurzen Krieges war kein Raum für wehrwirtschaftliche Vorbereitungen. Das Generalstabswerk weist auch darauf hin, daß es im Laufe des Krieges trotz aller Ungunst der Verhältnisse doch noch einzelne Kampfphasen gab, in denen der Endsieg der Mittelmächte gesichert werden konnte. Fast jeder Krieg war noch ein „Krieg der versäumten Gelegenheiten", denn es ist meist sehr schwer, günstige Gelegenheiten rechtzeitig zu erkennen, und dort aber, wo sie erkannt wurden, stand im Weltkrieg, der ein Bündniskrieg war, meist der Mangel einer einheitlichen obersten Leitung im Weg. Das Generalstabswerk gedenkt der engen, durch kostbares Blut besiegelten Waffenbrüderschaft mit dem deutschen Heere. Dadurch wird es auch zum Künder gesamtdeutscher Waffentaten im gemeinsamen Kampf gegen eine nie dagewesene Uebermacht, so wie es anderseits auch den Nachfolgestaaten wertvoll sein muß, da es den Opfern und Taten der Söhne aller Völker der Doppelmonarchie in gleich objektiver Weise ge-

1.

recht wird. Von den einstigen Gegnern Oesterreich-Ungarns erweist Italien dem Werk die Ehre, es in seine Sprache zu übersetzen.

Die ehemaligen Angehörigen des alten Heeres werden es den Schöpfern des Generalstabswerkes — vor allem dem Minister und Generalstabsoberst a. D. Glaise v. Horstenau und dem Generalstaatsarchivar Generalstabsoberst a. D. Kißling — danken, durch die Schilderung des letzten Heldenkampfes der österreichisch-ungarischen Monarchie der k. u. k. Armee ein ehrendes Denkmal gesetzt zu haben, das in seiner Schlichtheit „eindrucksvoller vielleicht als Erz und Stein" wirkt. Mit der Auflösung des ruhmreichen, übernationalen k. u. k. Heeres in seine völkischen Teile schließt auch die vielhundertjährige Geschichte des Donaureiches. Vielfachen Wünschen und Anregungen aus Bezieherkreisen Rechnung tragend, wird der Verlag in den nächsten Monaten einen Registerband herausgeben, der ein willkommener und unentbehrlicher Behelf für jeden Besitzer des siebenbändigen, insgesamt 5537 Seiten mit 350 Beilagen und Skizzen umfassenden Monumentalwerkes sein wird.

Korzer.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

WK I

NEUES WIENER TAGBLATT

Nr.: 209 TAG: 31.7.1938, 1f.

Zum Kriegsausbruch 1914.

„Mißverstandener" Friede.

Von **Jürgen v. Grone.**

Am 1. August 1914 bekundete die deutsche Regierung durch eine bestimmte Maßnahme unzweideutig, daß sie den Krieg nach Westen nicht wolle.

Auf Grund einer kurz nach Unterzeichnung der Mobilmachungsorder in Berlin vorliegenden Depesche des deutschen Botschafters in London glaubten der deutsche Kaiser und der deutsche Reichskanzler, auf Englands Neutralität und darüber hinaus auf eine englische Garantie für die französische Neutralität bauen zu können. Der britische Staatssekretär des Auswärtigen Sir Edward Grey hatte der Depesche zufolge einen solchen Vorschlag gemacht unter der Bedingung, daß Deutschland sich verpflichte, Frankreich nicht anzugreifen. Man atmete in Berlin auf. Nur der Wirklichkeitssinn des deutschen Generalstabschefs konnte an die angeblich eingetretene völlig neue Lage keinen Augenblick glauben. Der Generaloberst v. Moltke stand mit seinem Urteil allein da. Er mußte es über sich ergehen lassen, daß der Kaiser als oberster Kriegsherr über seinen Kopf hinweg den Befehl gab, nicht in Luxemburg einzumarschieren. Die politische Leitung des Reiches fiel im Augenblick des Kriegsausbruches der deutschen Strategie in den erhobenen Schwertarm. Eine Aktion, die für die Durchführung des geplanten deutschen Aufmarsches unumgängliche Voraussetzung war, die Inbesitznahme der Luxemburgischen Bahnen, wurde aufgehalten. Der deutsche Generalstabschef hat den Schock, der ihm durch diesen Eingriff zugefügt wurde, seelisch nie ganz überwunden. Die außerordentliche Maßnahme erbringt anderseits einen unumstößlichen Beweis für den entschiedenen Friedenswillen der deutschen Regierung nach dem Westen hin. — Der Krieg nach Osten war ihr durch die am 31. Juli angeordnete Gesamtmobilmachung des Zarenreiches unabänderlich aufgezwungen worden.

Bekanntlich wurde noch am selben Abend der Inhalt der Lichnowsky-Depesche in einem Telegramm des Königs von England als Mißverständnis abgetan. Das war die britische Antwort auf die sofort erklärte Zustimmung der Reichsregierung zu den vom deutschen Botschafter gemeldeten britischen Neutralitäts- und Garantievorschlägen.

Auf den ersten Blick läßt sich aus den Dokumenten des Kriegsausbruches eine erschöpfende Aufklärung des umstrittenen Vorganges nicht gewinnen. Man stößt zunächst auf Widersprüche. Gewiß handelt es sich um einen winzigen Ausschnitt aus dem verworrenen Gewebe diplomatischer Handlungen jener spannungsvollen Zeit. Aber durch den blitzartig auftretenden Vorgang meldet sich ein größeres Problem, das auch heute nicht gelöst ist, das Problem des westeuropäischen Friedens schlechthin. Am 1. August 1914 trat es in eine akute Phase. Seine damalige Nichtlösung führte zum europäischen Krieg in der Form, in der er Geschichte wurde. Was war vorgegangen?

Sir Edward Grey hat am 28. August 1914 auf eine Anfrage im Unterhaus eine Erklärung darüber abgegeben, wie es zu dem sogenannten Mißverständnis gekommen sei. Bei dieser Darstellung sind ihm einige Fehler unterlaufen. Er teilte unter anderm mit, der deutsche Botschafter — also nicht Grey selbst — habe die Frage möglicher Neutralität im Westen aufgeworfen. Das ist, wie aus mehreren Dokumenten hervorgeht, nicht die Wahrheit; Grey gab die Anregung. Und weiter, er, Grey, habe verstanden, daß der deutsche Botschafter nur von einem russisch-österreichischen Konflikt geredet hat. Da habe er der gewünschten Garantie zustimmen können. Aber anscheinend habe der deutsche Botschafter vorgeschlagen, England solle die Neutralität Frankreichs garantieren, wenn es zwischen Rußland und Deutschland zum Kriege komme. Das sei etwas ganz andres. Eine solche Zusicherung habe er wegen der ihr wahrscheinlich entgegenstehenden Bestimmungen des französisch-russischen Bündnisvertrages nicht geben können.

Jedoch Greys eigene Worte am 1. August geben das berühmte Telephongespräch mit Lichnowsky, um das es sich hier handelt, ganz anders wieder. Sagte er doch am Nachmittag dieses Tages zu Cambon, dem französischen Botschafter in London, „daß Deutschland bereit sei, Frankreich nicht anzugreifen, wenn Frankreich im Falle eines Krieges zwischen Rußland und Deutschland neutral bleibe. Wenn Frankreich keinen Nutzen daraus zu ziehen vermöge, dann deshalb, weil es durch

ein Bündnis gebunden sei, an dem wir (England) nicht beteiligt wären und dessen Bestimmungen wir nicht kennen".

Als diese recht deutlichen Worte gefallen waren, trat etwas sehr Merkwürdiges ein. Cambon erinnerte nämlich, ohne überhaupt auf die so wichtige Mitteilung einzugehen, seinen Gesprächspartner „sehr nachdrücklich", an die britische Verpflichtung, Frankreich bei einem deutschen Angriff zu unterstützen. Und Grey unterließ sonderbarerweise jeden Hinweis darauf, daß seine soeben gemachte Mitteilung doch gerade die Bereitschaft Deutschlands bedeute, Frankreich nicht anzugreifen. Statt dies zu bemerken und damit auf den Ausgangspunkt des Gespräches zurückzukommen, bestritt Grey eine britische Verpflichtung, Frankreich beizustehen. Worauf sein Gegenüber mit Emphase erklärte, eine solche Botschaft würde sein Land „mit Wut und Empörung erfüllen. Mein Volk würde sagen, ihr habt uns verraten". — Diese Sprache verfehlte nicht ihre Wirkung. Als Cambon anschließend von einer möglichen Bedrohung der schutzlosen französischen Kanalküsten durch die deutsche Flotte sprach, machte Grey die Bemerkung, „das dürfe die öffentliche Stimmung hier ändern." — Am nächsten Tage schon erhielt Cambon — nach dramatischen Debatten im britischen Kabinett — von Grey die gewünschte Zusicherung, daß England den Schutz der französischen Kanalküste übernehme. Cambon hatte damit „das Spiel gewonnen". Das Neutralitätsansinnen des britischen Staatssekretärs war dank der Geschicklichkeit des bedeutenderen Franzosen undiskutiert unter den Tisch gefallen und etwas ganz andres entgültig erreicht: das Zusammenstehen der beiden Westmächte im nunmehr erst europäischen Krieg. Daß sich Grey in derselben Sache am 1. August drahtlich auch an den britischen Botschafter in Paris wandte, sei hier nur gestreift. Bertie gab Anregung und Anfrage Greys, die auf die Friedensbereitschaft Deutschlands basierten, gar nicht einmal an die Pariser Regierung weiter. Und Grey billigte nachträglich dieses Verhalten. Die Parallele zum Gespräch Grey-Cambon dürfte somit eine vollständige sein.

Man sieht, Sir Edward Grey hat am 1. August 1914 den Gedanken einer Neutralität der Westmächte ernstlich erwogen und denselben mit dem deutschen Botschafter besprochen. Dieser bejahte ihn sofort und teilte ihn pflichtgemäß drahtlich der deutschen Regierung mit. Die berühmte Lichnowsky-Depesche beruht demnach durchaus nicht auf einem „Mißverständnis". Wir sehen aber bereits, wie es dazukam, daß dieselbe noch am gleichen Tage dem deutschen Kaiser gegenüber, der seinen Friedenswillen sofort durch die Tat bewiesen hatte, als ein Mißverständnis bezeichnet wurde. Das Nachmittagsgespräch mit Cambon belehrte den britischen Staatssekretär des Auswärtigen darüber, daß Frankreich, zum Krieg entschlossen, auf Englands Hilfe unbedingt rechne. Er war Cambon gegenüber nicht durchgekommen mit der Bemerkung, England sei nicht zur Hilfe verpflichtet. So wurde Greys Anregung hinfällig, bevor die positive Antwort der deutschen Regierung in London eintraf. Da man den eigenen Vorschlag zur Erhaltung des Friedens in Westeuropa nicht aufrechterhalten konnte, griff man zu dem Mittel, die ganze Nachricht als ein Mißverständnis hinzustellen.

Wie aber kam Sir Edward Grey überhaupt dazu, noch am 1. August, mithin in einem Zeitpunkt, an dem ihm die Tatsache der so einschneidend wichtigen russischen Gesamtmobilmachung längst bekannt war, einen Vorschlag oder zum mindesten eine Anregung zu machen, deren Verwirklichung ganz Westeuropa aus dem Krieg heraus gehalten hätte? Diese Fragestellung führt zu einem Betrachten wichtigster Vorgänge im englischen Kabinett sowie auch der sehr merkwürdigen parlamentarischen Zustände im England des Kriegsausbruches. Die Aufzeichnungen des ehrwürdigen Lord Morley*), 1914 Lord-Präsident des Staatsrates, schildern diese Verhältnisse. Als Lord Morley am 4. August demissionierte, sprach der Premierminister Asquith die Worte, es scheide ein Mann, „der die wichtigste Quelle des moralischen Ansehens der gegenwärtigen Regierung ist". In der Tat, Morley war damals das Gewissen Englands.

(Ein zweiter Aufsatz folgt.)

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

DER SOZIALISTISCHE KAMPF (Paris)

Nr.: 21 TAG: 21. 10. 1939, 481-483

HANS SCHMIDT:

1914 und 1939

Dies ist der zweite Krieg, den unsere Generation erlebt.

Der Weltkrieg von 1914 brach wie ein Erdbeben über die völlig unvorbereiteten Völker herein. Die Nervenreaktion war denn auch die eines plötzlichen Schocks: rasende Begeisterungsausbrüche peitschten die Nerven, die man verloren hatte, ein wildes Gebrüll, um die Angst zu überschreien, mit der man in den Urwald des noch unbekannten Grauens eintrat.

Das ist heute nicht so. Dieses letzte, trübe Jahrzehnt ist mit der Erwartung eines neuen Weltkrieges schon lange schwanger gegangen und als das Fürchterliche diesmal Wahrheit wurde, hat es nicht überrascht und hat es nicht die Schockwirkung von 1914 gehabt. Es ist eine andere Stimmung, es ist ein anderer Menschenschlag. Die Generation von 1914 wurde aus einer Friedensepoche aufgescheucht, die mehr als vierzig Jahre gedauert hatte. In diesen vierzig Jahren kämpfte die Jugend Europas nicht mit Maschinengewehren, Haubitzen und Handgranaten, sondern selbstsicher und fortschrittsfreudig mit den Waffen der geistigen Tat. Nicht nur schritt die theoretische Forschung weiter, sondern auch die wissenschaftliche Praxis, die sich auf ihr erhob: Ingenieurkunst, technische Erfindungen, neue Organisationsformen der Nationalökonomie. Die herrschenden Ideen der Zeit sind stets die Ideen der herrschenden Klassen, aber nach der Geschichte ehernem Muss dienen diese Ideen zuletzt auch der Gesamtheit. Wir haben es an dem Beispiel der Demokratie erlebt, zuvörderst eine Idee der neu zur Herrschaft gelangenden bürgerlichen Klasse, bestimmt zur Fixierung eben dieser Herrschaft, aber allmählich gewandelt zu einem Instrument entscheidenden Fortschritts der beherrschten Klassen, zu einem Instrument, das die herrschenden Klasse schliesslich genötigt oder doch geneigt gemacht hat, ihre eigene Idee preiszugeben. Die Idee der Demokratie war die grossartige Idee des friedlichen Austragens von Gegensätzen, die bis dahin in der Geschichte durch die gewaltsamen Mittel des Krieges und Bürgerkrieges bereinigt worden waren. Es war die Idee der Sublimierung des „Aggressionstriebes" zu einem geistigen Wettkampf. Ist es nicht die Zeit der Darwin'schen Biologie und der Freud'schen Psychoanalyse? Ist es nicht die Zeit des an die Stelle von Revolten und Maschinenstürmen getretenen Koalitionsrechtes der Arbeiter und Angestellten? Ist es nicht die Zeit der Kristallisierung des Klassenkampfes zu marxistischer Wissenschaft und marxistischer Praxis? Ist es nicht die Zeit der friedlichen Lösungsversuche der Nationalitätenfrage, des Brünner Programms und der Arbeiten Otto Bauers und Karl Renners? Ist es nicht die Zeit der Internationalisierung der Meereswege, der Internationalisierung der Weltwirtschaft? Ist es nicht die Zeit des Erwachens der geschichtslosen Völker? Ist es nicht die Zeit der Sublimierung kriegerischer Instinkte durch das Heraufkommen des Sports? Gewiss, in eben diesen Erscheinungen stecken zugleich die Ursachen kommender Konflikte. Aber die herrschende Idee ist Sattheit und Reichtum, ist behagliches, gemächliches Fortentwickelnlassen. Selbst Männer, die, von unten kommend, demagogisch den herrschenden Klassen dienen, werden, ehe sie sich nicht gemausert haben und „feine Leute" geworden sind, nicht goutiert; selbst ein Karl Lueger muss seinen, ach so sanften und gemütlichen Antisemitismus zu etwas Salonfähigem modifizieren, ehe er als

„staatserhaltend" anerkannt wird. Selbst das tschechische und polnische Freiheitsstreben muss im alten Oesterreich seine Zuflucht zu den Taktikern Kramarsch und Bilinski nehmen, indes ein Masaryk oder Daszynski als „Aussenseiter" gelten. Nennt man den alten Habsburgerstaat einen Völkerkerker, so ist es doch ein Kerker mit Gemütlichkeit, ein Kerker, in dem hinten weit im türkischen Bosnien und im schlachzizischen Galizien Kmeten und Kleinbauern in Schnaps und Elend dahinvegetieren, ein Kerker mit Schlamperei und munterer Satire, ein Kerker mit eleganten Offizieren, mit Papperl und Pupperln, in dem man es sich schon richten wird, ein Kerker mit leutseligen Aristokraten und „Euer Gnaden, wer'n eh wiss'n", mit Hofräten, die ka Zeit ham, weil's ja eh net eilig is, und mit Hausherren, die der Sage nach hie und da zwar auch „schon g'storben" sein sollen, aber — Hauskäppi am Kopf und lange Pfeife im Mund — die volkstümliche Vorstellung des Herrgotts versinnbildlichen und ihn auf Erden vertreten. Und über all dem thront durch die Ewigkeit fast eines Jahrhunderts ein Monarch, in dem die habsburgische Tradition eisgrau geworden und zu Eis erstarrt ist, die Tradition, dergemäss der Volkswitz dem alten Kaiser Franz Josef beim Ausbruch des Weltkrieges das Wort in den Mund legte: „Geht's wieder gegen die verfluchten Preuss'n?"

Das Ungetüm dieses österreichischen Mischmasch, dessen welthistorische Mission — Abwehr der östlichen Despotie des Türkentums und Barrikade gegen die preussisch-nordische Barbarei — im Begriffe ist, just daran zu sterben, dass es sich diesen beiden Erzwidersachern von einst nun auf einmal verbündet hat; das Ungetüm dieses übernationalen und eben daran zugrundegehenden Kaiserreiches treibt wissend-unwissend dem Ende entgegen und erledigt sogar das Problem seiner allmählichen Verwesung mit einem Witz: „Die Lage ist hoffnungslos, aber nicht ernst." Diese Euthanasie eines Staatswesens von Irredentismus und Heurigenschenken, von Krawallen in Triest und von „Venedig in Wien", von morbider Heiterkeit und liebenswürdigem Bürokretinismus ist mit Pathos und Satire, mit Wissenschaftlichkeit und mit Humor oft und oft dargestellt worden: Schnitzler und Hoffmannsthal, Peter Altenberg und Petzold, Joseph Roth und Wettlin waren seine Dichter, Karl Kraus und Jaroslaw Haschek seine Spötter, Lehar und Eysler, aber auch Bruckner und Gustav Mahler seine Musiker und Otto Weininger sein Denker. Es war die konzentrierte Essenz des schlampert gleichgeschalteten Geistes von neun Nationen, von Genüsslingen und Geplagten, von grosstädtischer Beiläufigkeit und borniertem Hinterwäldlertum, von Klerikalismus und Freisinn, von Unterdrückung und Aufruhr, in nichts ernst oder wenigstens nicht beim Wort zu nehmen, ein dünner Duft von Parfums aller Völker, „gone with the wind", verweht im Wind.

Gewiss, es war nur die Oberfläche und in den Tiefen darbten die Massen, rackerten rechtschaffen, wehrten sich laut und lauter gegen das Joch. Aber im Grunde war auch bei ihnen alles sublimiert und die revolutionäre Parole war von der Meisterhand eines Viktor Adler zu dem Mass „aller zweckdienlichen und dem natürlichen Rechtsbewusstsein des Volkes entsprechenden Mittel" erhoben worden. Und die zweckdienlichen Mittel, das waren der Kampf um die Demokratie und Sozialreform. Otto Bauers „Nationalitätenfrage" und Hilferdings „Finanzkapital" sehen die kommende Katastrophe voraus, aber das Trägheitsgesetz der Seele widerstrebt der Aufnahme selbst unvermeidlicher Erkenntnisse, ehe nicht, was sie ankündigen, Tatsache geworden ist und das Leben von aussen her umwälzt. Für die österreichische Lebensart war daher der Ausbruch des Krieges von 1914 eine noch viel mehr erschütternde Ueberraschung als für alle anderen Länder und der Rausch als Reaktion darauf wurde hier geradezu zu einem Kanonenrausch, dem die düstere Ernüchterung nur zu bald folgte.

1918, die Katastrophe des Weltkrieges: viele Neugeburten, neue Staaten, neue Staatenverbindungen, aber auch ein völlig Toter: die alte österreich-ungarische Monarchie. Was man durch die Jahrhunderte unter Oesterreich verstanden hatte, existiert nicht mehr und nur ein winziger Torso bleibt von der einstigen Grossmacht übrig: Deutschösterreich. Die Gesellschaft, die aus dem grossen Völkermorden hervorgeht, ist nicht mehr die Gesellschaft von 1914. Sie hat den Glauben verloren, den Glauben an den ihrer Ordnung immanenten friedlichen Selbstregulator, an die Automatik des Wirtschaftsprozesses. Sie hat den Glauben an die Demokratie verloren, den Glauben an ein freies Deutschland, wie dieses wieder seinen Glauben an die Gerechtigkeit der Siegermächte verlor. Sie hat den Glauben an die „Sicherheit" eingebüsst und hat darum nicht einmal Zutrauen zu der Schöpfung, deren die bürgerliche Gesellschaft im Dienste dieses Sicherheitsstrebens noch fähig war: dem Völkerbund, jener schwächlichen Halbheit von vielleicht gutem Wollen und schlechtem Tun.

Bis zur Rheinlandräumung lastete die Drohung der Gewalt auf Deutschland und wurde mit Sabotage der Gewalt und mit der Mentalität der Gewalt erwidert. Von da an geht die Gewaltanwendung und Gewaltdrohung allmählich auf Deutschland über, zuerst geistig und hernach auch materiell immer dreister und entschiedener vorbereitet und durchgeführt. Dahin alle Behaglichkeit, Sattheit, Selbstsicherheit und Friedlichkeit der Welt, dahin jene Geistesverfassung, die das blutige Unheil zwar hatte kommen sehen, aber so gar nicht daran glauben wollte, bis es als fürchterlicher Blitz vom blauen Himmel herniederfuhr und eine vierzigjährige Friedensordnung zu Schutthaufen verbrannte. Dahin die Generation, der diese vierzig Jahre Frieden ihr Weltbild geformt hatten, dahin die geistige Blüte dieser Zeit, die Männer und Frauen, deren Denken und Schaffen nur möglich war in einer langen Periode des Vertrauens auf den Bestand nicht nur der ökonomischen, sondern auch der moralischen Werte.

Eine neue Generation wuchs heran, von Kindheit an genährt mit den Schrecknissen des Krieges, mit Rechtsunsicherheit, Vergewaltigung und Unrast. Eine neue Spannung der Imperialismen entstand, wie es sie vordem nicht gegeben hatte: bis 1914 waren sich im imperialistischen Ringen die kapitalistischen Grossmächte sozusagen auf gleichem Fuss gegenübergestanden, alle miteinander gleich bereit zu Frieden und zum Krieg, jede ebensosehr „Aggressor" wie „Friedensfront". Von jetzt an aber war es ein Ringen von „Haves" und „Havenots", von „pluto-demokratischen" Imperien gegen „dynamische" Imperien, von gesättigten und ruhebedürftigen Kolossen gegen hungrige Haifische, gegen Besiegte, Enttäuschte, Zukurzgekommene, deren Hang nach Rache und Vergel-

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Nr.: TAG:

tung nicht anders als von Anfang an kriegerisch sein konnte.

Der alte Stil des Lebens war zusammengebrochen. Sorge, Unzufriedenheit, Erbitterung und masslose Unsicherheit der nackten Existenz zernagten jeden wirklichen Frohsinn, jede Heiterkeit des Lebens und jedes echte Ideal. Inflation und Vermögensumschichtung zertrümmerten alte Gesellschaftsschichten, schleuderten eine neue Menschensorte zu den „Höhen" der Gesellschaft empor: kulturlos, geistlos, ideenlos. Amerika zog sich von Europa zurück und überliess es seinem Schicksal. Die kleinen Staaten sperrten sich voneinander ab, sie wurden engherzig, duckmäuserisch, provinziell und zu den Zollgrenzen kamen von nun an die Passgrenzen hinzu, eine Einrichtung, von deren Möglichkeit die Vorkriegsgeneration überhaupt keine Ahnung gehabt hatte. Nur die Scheinblüte einer vorübergehenden Wiederaufbaukonjunktur belebte für vergängliche Zeit die Wirtschafts- und Arbeitsmärkte, nur schwache Kompromisse regelten den Verkehr der Nationen miteinander und den Verkehr der Klassen innerhalb der Nationen.

In dem kleinen Oesterreich hatte unsere Partei ein grosses Wunder zuwegegebracht und dieses Wunder gereicht nicht nur ihr zum ewigen Ruhm, sondern zeichnet dieses kleine Oesterreich auch aus vor dem ganzen übrigen Europa: dieses Wunder war, dass wir es verstanden, den breiten Massen, die sonst überall in der Welt sich vergeblich nach einem grossen Ziele sehnten, das ihnen neuen Schwung und neue Zuversicht gegeben hätte, ein solches Ziel, ein solches Ideal zu geben und der heraufkommenden neuen Generation damit eine Tafel der Werte zu schenken, für die es sich noch verlohnte, Moral zu haben. Rund um uns herum starben die Ideale, jagte eine Enttäuschung die andere und nicht zuletzt war es die Enttäuschung, die den Massen das grosse Russland, 1917 so hoffnungsvoll aufgebrochen, schon nach wenigen Jahren des revolutionären Ablaufs zugefügt hat.

Nun ist alles dahin, verschlungen von dem grossen Schlund, darin es von Blut und Qual und Jammer brodelt. Aber es gilt jetzt nicht sentimental zu sein, sondern zu erkennen. Und erkennen heisst zugeben, dass sich der ganze immense Bereich, der sich vom Rhein bis Yokohama erstreckt, in konvulsivischen Zuckungen windet. Diese hunderte und aberhunderte Millionen Menschen können und werden nie wieder zurückkehren zu dem, was 1914 war. Wo der Versuch eines solchen Zurück gemacht wurde -- wie in den Jahren 1934-38 in Oesterreich -- dort ist er kläglich gescheitert. Diese frevelhafte Farce, diese blutig-unziemliche österreichische Operette hat die Geschichte weggefegt. Wir wissen nicht, was kommen wird, aber das kommt gewiss nicht mehr!

Dieser ungeheuerliche Hexenkessel der Weltgeschichte gebiert noch mannigfaches Unheil. Wir vertreten die Ideen von 1789 und 1848, die Ideen der Bastillestürmer und des Kommunistischen Manifests, die Ideen der Freiheit und der sozialen Revolution. Das eine ist für uns vom anderen untrennbar und jedes die Voraussetzung des anderen. Freiheit ist die Moralität des Individuums, soziale Revolution die Moralität der Gesellschaft. Beides zusammen ist ein historischer Prozess, den auch der Weltbrand dieses zweiten Krieges voraussichtlich nicht endgültig und zumindest nicht auf einmal lösen wird. Ich bin nicht dafür, heute mehr als allgemeine Kriegsziele aufzustellen und schon jetzt Prophetien über den unvermeidlichen Gang der Dinge kundzutun, sondern dafür, sich vorzubereiten auf eine Aufgabe, die uns unter unter allen Umständen zufallen wird: der mitten in diesem Schlachten und Selbstzerstören heranwachsenden neuen Jugend eine neue Gesinnung zu geben.

Als der vorige Weltkrieg begann, da gab es im ersten Rausch auch in unseren eigenen Reihen Stimmen, die die Ideen von 1789 durch die „Ideen von 1914" ersetzt wissen wollten. Heute sind wir weit zurückgeworfen hinter die Ideen von 1789. Im ersten Weltkrieg mussten wir kämpfen, sie zu erhalten, heute, sie wieder zu erobern. Sie sind 150 Jahre alt und werden doch wieder eine zukunftschwangere Aufgabe.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Nr.: TAG: 23. 8. 1944

678 21.9.1944 24 811

Aus: Archiv für publizistische Arbeit (Intern.Biogr.Archiv)

Die Luftkriegs-Verluste der deutschen Zivilbevölkerung 1914/18

Dresdner Zeitung 23.8.1944

Ohne Zweifel ist es dem Heimatluftschutz - in erster Linie durch Aufklärung der Bevölkerung über die Gefahren, seine Vorkehrungen und seine Sicherungsmaßnahmen - zu verdanken, daß die Verluste der Zivilbevölkerung in den letzten Jahren des ersten Weltkrieges zurückgingen; er hat uns viele Menschenleben und große Werte erhalten.

Die unmittelbaren Schäden durch die Luftangriffe der Alliierten auf das Reichsgebiet betrugen 746 Tote und 1843 Verletzte, der Sachschaden wird auf 25 Millionen Mark beziffert.

Auf das deutsche Heimatgebiet fielen
1914 33 Bomben, die 11 Menschen töteten und 42 verletzten.
1915 waren es 940 Bomben (116 Tote, 329 Verletzte),
die Zahlen stiegen 1916 auf 1817 Bomben (160 Tote, 352 Verletzte),
1917 auf 5234 Bomben (79 Tote, 323 Verletzte) und
1918 auf 7717 Bomben (380 Tote, 797 Verletzte).

Auf 100 Bomben umgerechnet betrugen also die Menschenverluste durch Tod oder Verwundung im Jahre 1914 : 160, im Jahre 1915 : 47, im Jahre 1916 : 29, im Jahre 1917: 8, im Jahre 1918 : 15 Menschen.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

DIE FURCHE (Wien)
Nr.: 24 TAG: 1964

Die Schuldigen und die Verantwortlichen

Dr. Horst F. Mayer sprach mit Fritz Würthle, dem Autor der neuen Serie der „Furche"

FRAGE: Herr Würthle, Sie sind der Autor unserer Dokumentation „Die Schuldigen und die Verantwortlichen", die in der nächsten Nummer der „Furche" beginnt. Sie haben schon im Titel das Thema Ihrer Untersuchung ziemlich genau abgegrenzt: Sie sind den verwischten Spuren der Attentäter von Sarajewo nachgegangen, Sie sind auf die Suche nach den Originalakten und Protokollen gegangen, ohne Ihre Arbeit etwa auf die vieldiskutierte „Kriegsschuldfrage" auszudehnen. Was hat Sie dazu veranlaßt, mit einer Methode, vergleichbar einer Mischung aus Kriminologie und Geschichtswissenschaft, den Fall dieses ein halbes Jahrhundert zurückreichenden politischen Mordes nochmals aufzurollen?

ANTWORT: Ich gehöre dem Jahrgang 1902 an. Und da erinnere ich mich noch ganz genau an jenen schönen Sommertag. Ich ging damals gerade in der steirischen Hauptstadt Graz auf dem Schloßberg spazieren, als sich unter den Bummlern blitzschnell die Nachricht vom Attentat in Sarajewo verbreitete. Doch ist dies natürlich nicht letzter Anlaß meiner Arbeit. Ich hatte ursprünglich vor, den Wurzeln des Antisemitismus in Österreich nachzuspüren. Doch während der ersten tastenden Versuche an diesem heißen Thema fiel mir Verschiedenes auf. So etwa, daß ein großer Teil der serbischen und österreichisch-ungarischen Archivalien im Verlauf der beiden Kriege verschwunden ist, verlagert, vernichtet worden war. Dies brachte mich auf den Gedanken, den noch vorhandenen Akten über die Untersuchung des Sarajewoer Attentats nachzugehen.

FRAGE: Sie arbeiten doch sicherlich schon längere Zeit an dieser Untersuchung. Werden Sie von irgendeiner Stelle bei Ihren Forschungen unterstützt?

ANTWORT: Ich arbeite schon mehr als ein Jahr daran, teils in österreichischen, teils in jugoslawischen Archiven. Beste Unterstützung leistet mir vor allem das Bundesministerium für Auswärtige Angelegenheiten, dessen Hilfe mir sonst möglicherweise verschlossen gebliebene Türen öffnete.

FRAGE: Sie deuteten vorhin an, daß — bedingt durch die in beiden Kriegen verlorengegangenen Akten — die Quellenlage recht problematisch sei. Welche Quellen standen

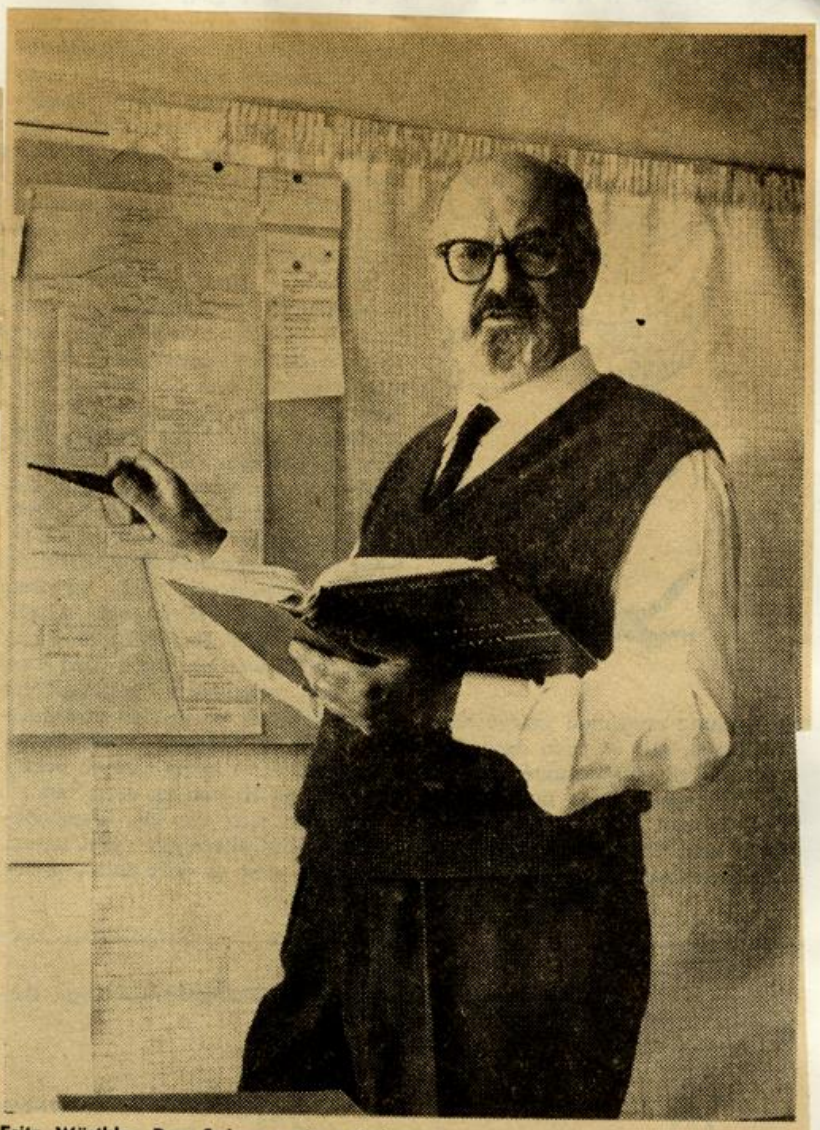
Ihnen für Ihre Untersuchung zur Verfügung?

ANTWORT: Kanzleioffizial Johann Korda von der Hilfsämterdirektion der Landesregierung für Bosnien und Herzegowina verfaßte über das erste — fehlgeschlagene — Attentat einen Amtsvermerk. Der erhielt die Kanzleizahl 1. Kurz darauf verfertigte der Offizial eine zweite Meldung, die die „Nachzahl" 1 a erhielt. Ihr Inhalt ist die Nachricht vom Revolverattentat Gavrilo Princips und dessen Gelingen. Dieser schlichte Amtsvermerk 1 a wird zum ersten bürokratischen Niederschlag einer neuen Epoche, wovon der Verfasser, Kanzleioffizial Korda, sicher nichts ahnte. Ein unbarmherziges Schicksal produzierte Millionen Nachzahlen, amtliche Dokumente einer apokalyptischen Heimsuchung: Vernehmungsprotokolle, Anklageschriften, Urteile, Hinrichtungsbestätigungen, Kommuniqués, Diplomatenrelationen, Konfidentenberichte, Noten, Aidememoires, Dossiers, Ultimaten, Kriegserklärungen, Proteste, Standgerichtsurteile, Aktennotizen und Geiselerschießungen, Heeresberichte, Kapitulationsurkunden, Friedensverträge und am Ende Suchlisten und Totenregister für mehr als zehn Millionen Menschen. Selbstverständlich kam von diesem ungeheuren Berg an Akten, der in den Archiven der Welt verstaubt und vermodert, für meine Arbeit nur ein verschwindend kleiner Teil in Frage.

Meine Arbeit war es nun vor allem — und damit erst beantworte ich Ihre Frage —, die noch erhaltenen Akten herauszusuchen und sie mit den Berichten des Landeschefs, General Potiorek, die in der offiziellen österreichischen Aktenpublikation „Österreich-Ungarns Außenpolitik" veröffentlicht wurden, zu vergleichen.

FRAGE: Wichtigste Grundlage Ihrer Arbeit werden wahrscheinlich das Verhandlungs- und das Untersuchungsprotokoll gewesen sein, die vermutlich noch erhalten sind.

ANTWORT: Beide Protokolle sind noch erhalten. Das Verhandlungsprotokoll hat eine recht ungewöhnliche Geschichte: Statt der üblichen beiden Teams von je drei Stenographen schrieben nur zwei Schreiber den Gang der Verhandlung mit, nämlich ein Lehrer und ein Oberschüler. 1923 verfaßte der Lehrer — damals ja bereits Bürger des SHS-Staates — auf Grund der gesammelten Stenogramme ein Protokoll, das schließlich 1954 als Buch herausgegeben wurde. Offizielle deutsche Übersetzung existiert keine. Der steirische Hauptschuldirektor i. P. Wilhelm Brantner beschäftigt sich jedoch mit dem Text und hat eine Übersetzung davon angefertigt, die mir eine sehr willkommene und brauchbare Arbeitsunterlage ist.



Fritz Würthle: Das Spinnennetz entwirren Photo: Mory

Das Untersuchungsprotokoll dagegen ist zusammen mit dem übrigen Nachlaß im sogenannten „Franz-Ferdinand-Archiv", dessen Benützung nur nach besonderer Genehmigung gestattet ist, im Wiener Haus-Hof- und Staatsarchiv aufbewahrt. Das Untersuchungsprotokoll wurde meines Wissens noch nie ausgewertet.

Eine weitere Quellengruppe, die mit dem Thema meiner Untersuchung aufs engste verbunden ist, stellen die kurzerhand „Bosnische Akten" genannten Akten des k. u. k. Finanzministeriums dar, unter dessen Verwaltung Bosnien und die Herzegowina ja schließlich gestanden sind. Auch diese Gruppe von Akten hat ein merkwürdiges Schicksal erlitten, wurden sie doch 1919 über Veranlassung des früheren k. u. k. Hofrates Čerović nach Bosnien gebracht, 1941 wieder nach Wien transportiert und einige Jahre nach dem Ende des zweiten Weltkrieges neuerlich nach Sarajewo verlagert, wo sie jetzt der Wissenschaft wieder zugänglich sind.

FRAGE: Neben diesen ungedruckten Quellen gibt es zweifellos noch eine ganze Reihe von Quellenpublikationen, die Sie für Ihre Arbeit verwendet haben?

ANTWORT: Sehr richtig! Und da konnte ich eine bemerkenswerte Feststellung machen: In einer von Nicola Trisič veröffentlichten Bibliographie über das Attentat von Sarajewo zeigt sich, daß der Anteil österreichischer Wissenschaftler an der Erforschung der Hintergründe des Attentats sehr gering, der jugoslawischer Historiker dagegen ungewöhnlich groß ist. Eine Erklärung dafür zu geben, bin ich nicht in der Lage, doch ist mir bekannt, daß während des Jahrzehnts der alliierten Besetzung, 1945 bis 1955,

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Nr.:

mehr als einmal von alliierter Seite auf die Forschungsarbeit über das Vorkriegsserbien eingewirkt wurde.

FRAGE: Die Fäden, die die Verschwörer untereinander verbanden, müßten doch ein riesiges Spinnennetz ergeben. Ein Spinnennetz, das an jenem Junitag 1914 gespannt war.

ANTWORT: Neben einer ausführlichen Zettelkartei mußte ich bei der Fülle der ähnlich klingenden serbischen Namen dazu übergehen, die Kreuz- und Querverbindungen der Verschwörer graphisch darzustellen. Und dies ergibt — wie Sie zu Recht festgestellt haben — ein Bild, nicht unähnlich einem Spinnennetz.

FRAGE: Ebenfalls kaum untersucht scheint uns das geistige Fundament zu sein, auf dem die drei Attentäter mit so unerhörter Sicherheit und fast besessenem Eifer ihren Plan ausarbeiteten und schließlich in die Tat umsetzen konnten. War es Ihnen möglich, diese geistigen Einflüsse — gleichgültig welcher Richtung — zu erhellen?

ANTWORT: Ein Schlüssel dazu stellt meiner Ansicht nach die Dokumentensammlung „Mlada Bosna" dar, die in einer Vielzahl von gesammelten Briefen die geistige Haltung und die Verbindungen der Verschwörer untereinander zeigt. Greifen wir doch einen der Verschwörer heraus. Am besten den Revolverschützen Princip. 1912 verließ dieser strebsame, krankhaft ehrgeizige Schüler das österreichische Sarajewo, um sich in Serbien freiwillig zum Partisanenkampf gegen die Türken zu melden. Mit der Briefbotschaft „Lebt wohl, ich falle" nahm er von seinen Freunden Abschied. Doch jagte man ihn, bevor noch der erste Schuß fiel, wegen allgemeiner Körperschwäche nach Hause. So schwor er, sich eben, im Kampf gegen die „christlichen Türken" — wie man in seinen Kreisen die Österreicher nannte — aufzuopfern.

Mysteriöse Untersuchungsmethoden

FRAGE: Lassen sich neben dieser nationalen Begeisterung nicht auch noch andere, deutlich von den russischen Anarchisten stammende Gedanken feststellen?

ANTWORT: Der 19jährige Cabrinovic erklärt dem Untersuchungsrichter stolz: „Früher war ich Sozialist, doch diese Leute haben mich enttäuscht. Im Laufe der Zeit ist der Sozialismus ebenso entartet wie das Christentum." Bei Ilič aber fand sich das Porträt des Anarchisten Michael Bakunin, jenes Anarchisten, in dessen Schriften sich der Satz findet: „Die Lust am Zerstören ist eine schöpferische Lust."

FRAGE: Es scheint also, als ob beide Verschwörer wohl in den Ideen übereinstimmen, nicht aber in den Methoden. Dies hat sich doch sicherlich auch in der politischen Propaganda — vom Schullesebuch ganz abgesehen — deutlich ausgeprägt?

ANTWORT: Während der ältere Ilič von dem Gedankengut russischer Anarchisten geblendet ist, lebt im finsteren Schwärmer Princip ein serbisch-religiöser Nationalgedanke, der seinen Ursprung und sein Ideal im Obilic-Maythos hat. Der Freidenker Princip, Nächte auf dem Friedhof verbringend, träumt allen Ernstes davon, Held serbischer National- und Volksgesänge zu werden, und — man soll es nicht glauben — er wird es auch. Von Dorf zu Dorf ziehende Guslaren vergleichen ihn mit jenem sagenhaften Ritter Obilic, der nach der unglücklichen Schlacht auf dem Amselfeld, am Vidovdan 1389, sich selbst aufopfernd, den türkischen Sultan Murad ermordete.

FRAGE: Nach Abschluß des Prozesses und Verkündung des Urteils wurden neun der Verurteilten nach Österreich gebracht. Sechs von ihnen überlebten die Haft nicht. Drei starben in der Festung Theresienstadt, drei in der Militärstrafanstalt Möllersdorf bei Wien. Todesursache soll Tuberkulose gewesen sein. War über die Strafzeit — zumindest über die der in Möllersdorf Inhaftierten — irgend etwas herauszufinden?

ANTWORT: In den staatlichen Archiven war darüber nichts zu finden. Ebensowenig im Bundesministerium für Justiz. Ich wurde dann an die Direktion der Strafanstalt Stein verwiesen, wo man mich schließlich auf das Museum des landesgerichtlichen Gefangenenhausmuseums aufmerksam machte. Dessen Leiter zeigte mir den Faszikel, der über die an der Verschwörung beteiligten Häftlinge angelegt wurde. Und bei allen dreien ist als Befund der ärztlichen Untersuchung im Landesgericht von Sarajewo ausdrücklich festgestellt: keine Tuberkulose. Kaum vier Jahre später sind sie tot. Todesursache: Tuberkulose.

FRAGE: Unsere Leser finden die Ergebnisse Ihrer Untersuchungen in einer Serie, die in der kommenden Nummer beginnt. Der Schluß aber, zu dem Sie während des Studiums der vergilbten, verstaubten Akten, Zeugenaussagen und Protokollen kamen, läßt sich der in einem Satz zusammenfassen?

ANTWORT: Sicherlich wird durch die Aufhellung der Hintergründe des Attentats und seiner Folgen auch die Kriegsschuldfrage wieder neu aufgerollt werden. Doch ist dies nicht der Sinn meiner Arbeit. Das Ergebnis läßt sich sehr wohl in einem Satz zusammenfassen: Wir stehen hier vor einem Beweis kaum noch dagewesenen menschlichen Versagens, hat sich doch um die Untersuchung und um den Prozeß kaum jemand gekümmert. Die Verhandlungsführung in dem kleinen, stickig-heißen Gerichtssaal ging unter im Dröhnen der Kanonen auf den Schlachtfeldern im Westen und im Osten. Und ich wage zu behaupten, daß ein ähnliches Versagen heute mehr denn je die ganze Menschheit zu vernichten in der Lage wäre.

FRAGE: Sind Sie der Ansicht, den großen Fragenkreis „Sarajewo. 28. Juni 1914" bis auf den Grund ausgelotet zu haben?

ANTWORT: Von einer Auslotung der Materie kann bis jetzt keine Rede sein, ich bin nur ein wenig in das Dickicht eingedrungen. Was ich bis jetzt ans Licht der Öffentlichkeit förderte, und sich belegen läßt, bringe ich in dieser Artikelserie. Meine Methode ist eine bewußte Provokation, die auf Widerspruch stoßen muß. Ich habe mich zu ihr entschlossen, weil ich sie für die einzige Möglichkeit halte, die Aufmerksamkeit zuständiger Kreise auf gewisse historische Fakten zu lenken, deren Erforschung zu sehr vernachlässigt wurde. Schließlich halte ich ein Thema, das sich mit dem „Anlaß" zum ersten Weltkrieg befaßt, für wichtiger als hunderte andere.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

DIE FURCHE (Wien)
Nr.: 25 TAG: 1964

Die Schuldigen und die Verantwortlichen

FRITZ WÜRTHLE

I. *Ein Sommertag in Sarajewo*

Nach den poesievollen Reiseführern der guten alten Vorkriegszeit ist Sarajewo (von Serai-Palast, persisch-türkisch) ein *„Diamant in einer Fassung von Smaragden,* eine *Perle des Balkans* oder die *Kapitale des k. u. k. Morgenlandes"*. Für die Einheimischen ist Sarajewo die „Stadt der Paläste, in deren Zwetschkengärten die süße Bülbül (Nachtigall) flötet".

Der 537 bis 682 Meter über dem Meeresspiegel gelegene Ort ist — so zu lesen — amphitheatralisch aufgebaut, er liegt, anmutig gebettet, zwischen grünen Hängen in einer offenen Mulde an beiden Ufern der schäumenden Miljačka, über die acht Brücken — darunter die Kaiser-, Lateiner- und die Ziegenbrücke — führen. Der 1650 Meter hohe Trebević schaut in die Fenster der großen k. u. k. Amts- und Schulgebäude, in die Fenster der stattlichen Kasernen und der Türkenhäuser mit ihren Haremsgittern.

Orient und Okzident

Gleich Innsbruck, dem Sarajewo ähnlich ist, führt die Stadt an der Miljačka eine Brücke im Wappen. Und viele der hundert Minaretts, die die bosnische Hauptstadt zieren, stehen in üppigen Gärten, mit einem Wort, es ist ein viel gepriesener Ort: *„O Stadt, wo Orient und Okzident küssend ihre Lippen berühren."*

Der Sehenswürdigkeiten gibt es genug: Die in der Welt des Islams viel gerühmte Chusrev-Beg-Moschee (erbaut zu Allahs Lob und zu Ehren ihres Stifters). Die serbisch-orthodoxe Kathedrale (erbaut aus Opfergeldern russischer Glaubensbrüder). Die erzbischöfliche Kathedrale (erbaut aus Opfergeldern österreichischer und deutscher Katholiken).

Im Vorhof der oben genannten Moschee zeigt man dem Fremden das in Stein gemeißelte, offiziell vorgeschriebene Maß der alten türkischen Elle (Archin). Und der berühmte Bazar? Er ist der Mittelpunkt des Handels und besteht aus 60 Gäßchen, er „bietet an Markttagen mit der sich um die Stände drängenden Landbevölkerung in ihrer zum Teil türkischen Tracht und den zahlreichen Tragtieren ein überaus malerisches Bild ganz orientalischen Gedränges".

Der Bürgermeister der Stadt, Fehim eff. (effendi) *Curčić*, amtiert in dem an der Miljačka gelegenen Rathaus. Das stattliche Gebäude im neumaurischen Stil ist ein Unikum. Dreieckig im Grundriß, gelbrot gestreift — in den bosnisch-herzegowinischen Landesfarben —, mit einer maurisch-byzantinischen Säulenhalle ausgestattet, wurde es von

einem Wiener Ringstraßenarchitekten entworfen. Der Bau ist das Ergebnis eines zweijährigen Studienaufenthaltes in Ägypten und sollte die Verwendbarkeit orientalischer Stile für moderne Amtsbedürfnisse demonstrieren.

Am Appelkai — Appel war ein k. u. k. General — steht nicht nur das buntscheckige Rathaus, sondern auch eine Reihe anderer österreichischer Repräsentativbauten, darunter die Oberrealschule, das Hauptpostamt, die Lehrerbildungsanstalt, das Kreisgericht und die österreichisch-ungarische Bank. Als Garnisonsort hatte Sarajewo keinen schlechten Ruf, jedenfalls einen besseren als Czernowitz oder Tarnow.

Die elektrische Tramway verkehrt in Intervallen von 15 Minuten, der Taxtarif für Fiaker vom Herrenklub zum Hauptbahnhof beträgt 1.40 Kronen bei Tag und 1.60 Kronen bei Nacht. Die Straßen sind nächtlicherweile mit 500 Bogenlampen à 16 Normalkerzen beleuchtet. Es gibt ein Hotel „Zur Kaiserkrone", ein Hotel „Radetzky", ein „Goldenes Lamm"; es gibt aber auch „Hans" (Lexikon: Han = Herberge, persisch-arabisch) mit serbischen Namen: „Slavuj", „Novi", „Morica", behagliche Wiener Cafés mit Zeitungen aus aller Welt neben Zuckerbäckereien voller Balkansüßigkeiten. In den Kaffeehäusern wird politisiert, am hitzigsten bei den Kaffeesiedern à la turka, den Kafanas. Beim Zuckerbäcker Vlajnić löffeln die Herren Gymnasiasten ihr Eis, himmeln die Serviererin Erna an, wenn sie sich nicht gerade gegenseitig die Rocktaschen betasten. (*„Glaubst du mir jetzt, daß ich eine Bombe drinnen habe?"*) „O Stadt..."

Der „Statthalter" seiner Apostolischen Majestät des Kaisers von Österreich und Königs von Ungarn residiert im Konak, dem „europäisierten" Türkenpalast, sein Amtslokal ist im Theresiengaßl, der Kaufmännische Verein tagt in der Franje Josipa ulica, die Muslimanska centralna banka ist in der Franz-Joseph-Straße, das Choleraspital in der Pofilici, der Landtagskanzleidirektor Kapitanović Hilmibeg logiert in der Kecina ulica, und das Kloster der heulenden Derwische findet man auf der Logavinahöhe.

Sarajewo hat 52.872 Einwohner, verfügt über 380 Telephonanschlüsse, davon 280 für Banken, Handel und Gewerbe. 17 für militärische Dienststellen (Nr. 111 Hengstendepot). Eine Nummer der Polizei wird man vergeblich im Telephonverzeichnis suchen, das heißt, der Polizeiarzt verfügt über die Nummer 23. — „O Stadt..."

Die finstere und blutige Linie

So viel über das pittoreske Sarajewo, wie es sich im letzten Friedensjahr, 1914, dem Touristen darbot und wo es sich, alles in allem genommen und dem Vernehmen nach, beschaulich leben ließ. Doch der Augenschein trügt. Lassen wir uns daher von einem intellektuellen Bosnier, dem Nobelpreisträger *Ivo Andric*, die Kehrseiten zeigen. Er sieht die Dinge anders, ganz anders. Das abgeschmackte Wort von der Stadt der Begegnung ist nicht von ihm. Für Andrić ist die Grenzscheide zwischen den Kulturen, zwischen dem Morgen- und dem Abendland eine *finstere und blutige* Linie.

Damit sei nicht gesagt, daß sich dort Christen und Moslims prügelten und die Köpfe einschlugen. Kreuz und Halbmond vertrugen sich in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg einigermaßen. Die finstere Front ging mitten durch das Lager der christlichen Brüder: Katholisch oder orthodox, das war ein Kampfruf, kroatisch oder serbisch ein anderer. Unter den Jüngeren entstand ein Gefühl der Gemeinsamkeit, welche allerdings Jahre bedurfte, um sich zu festigen.

Finsterer Fanatismus

Spinnefeind waren sich auch Sokoln und die zugereiste Beamtenschaft, und diese samt den k. u. k. Offizieren schieden sich wieder in zwei Gruppen, in eine kaiserlich-österreichische und eine königlich-ungarische. Die Anhänger der Franziskaner und der Jesuiten stritten in aller Öffentlichkeit so arg, daß sich Rom einschalten mußte. Und die paar Juden? Auch unter ihnen Zwietracht und Hader; zwei Gruppen, die sich gegenseitig verachteten und deren Sprache verschieden war: spanisch und jiddisch-deutsch.

Unduldsamkeit, Haß, Groll und Rachsucht. Ein finsterer Fanatismus verschärfte alle Gegensätze: den Gegensatz zwischen Nation und Staat, zwischen Panslawismus und Pangermanismus, Freimaurern und Kirche, Islam und Christentum.

Ivo Andrić nennt diese Walstatt der Geister: *„Eine Zwischenwelt, in der sich aller Fluch eingenistet hat, der seit der Spaltung der Erde in zwei Teile, in Orient und Okzident, besteht."*

Und an diesem Ort des Fluches stößt am 28. Juni 1914 der Erbe des altehrwürdigen Habsburgerthrones auf eine Schar verhetzter, mordlüsterner Studenten nationalanarchistischer Gesinnung, die nicht nur bereit, sondern entzückt waren, *„die jugendlichen Leiber hinzuwerfen"*.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Nr.:

Morgenblatt.

Reichspost.

Unabhängiges Tagblatt für das christliche Volk Oesterreich-Ungarns.

. 298 Wien, Montag den 29. Juni 1914 XXI. Jahrgang

Die Ermordung des Thronfolgers und seiner Gemahlin.

Der schmerzerfüllte Nachruf Dr. Friedrich Funders: „Ein großes Stück Hoffnung Jung-Österreichs auf der Bahre"

Der Amtsvermerk 1a

Sonntag, den 28. Juni, kurz vor elf.

Bis zum Kanonenschuß von der Gelben Bastion hat's noch eine gute Weile.

Statt das gewohnte Mittagsignal abzuwarten und dann nach Hause zu gehen, sieht sich der diensthabende k. u. k. Kanzleioffizial Johann *Korda* von der Hilfsämterdirektion der Landesregierung für Bosnien und Herzegowina genötigt, zu amtieren. In fliegender Hast erstattet er folgende Meldung:

„Um 10 Uhr und einige Minuten wurde gegen Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit, den Erzherzog Franz Ferdinand, ein Attentat verübt, bei welchem mehrere Personen verwundet, der Erzherzog und seine Suite unverletzt blieben.

Als einer der Attentäter wurde Nedeljko Čabrinović, Typograph aus Trebinje, wohnhaft in Sarajewo, verhaftet.

Derselbe soll noch zwei Komplizen haben, weigert sich aber, die Namen derselben anzugeben. Nach den anderen Genossen wird gefahndet... Der Revolverschuß hat niemanden getroffen, die Bombe aber wurde von Seiner Hoheit abgewehrt... und verletzte dann mehrere Personen schwer und leicht... Die Absicht des Täters ging auf die Ermordung des hohen Paares."

Gott sei Dank, heißt es: unverletzt geblieben.

Wahrhaftig Glück im Unglück. Welche Katastrophe und welche fürchterliche Bescherung für die Landesregierung, wenn den Erzherzog-Thronfolger hier, ausgerechnet hier in Sarajewo, ein Unglück getroffen hätte.

Kaum hatte der Offizial Korda seinem Rapport die Kanzleizahl 1 gegeben, kaum hatte er ihn vorschriftsmäßig abgefertigt, kaum glaubte er, aufatmen zu können, da zwangen ihn neue, sich überstürzende Ereignisse, der eben verfaßten Meldung einen Amtsvermerk mit der Nachzahl 1 a anzuhängen:

„Am Rückweg bei der Einmündung der Franz-Joseph-Straße zum Appelkai gab in der gleichen Absicht der Tötung Gavrilo Princip aus dem Hinterhalt einige Schüsse aus einem Browning-Revolver auf dieselben hohen Persönlichkeiten ab und tötete sie... Strafverfolgung wird beantragt.

Sarajewo, den 28. Juni 1914."

Fehlerhafte Darstellung

Am Anfang also steht der Amtsvermerk 1 a, der eine Lawine weiterer Amtsvermerke auslösen wird.

Er leitet ein neues Zeitalter ein.

Ihm werden Millionen Nachzahlen, amtliche Dokumente einer apokalyptischen Heimsuchung, angehängt.

Vorerst aber führen die beiden Amtsstücke 1 und 1a vom 28. Juni 1914 nur zu gerichtlichen Vorerhebungen. Lücken- und fehlerhaft, wie Darstellungen erster Eindrücke im allgemeinen sind, bedürfen Kordas Meldungen jedoch einiger Korrekturen.

Es ist unrichtig, daß der Schriftsetzer *Čabrinović*, Attentäter Nummer 1, bevor er seine Bombe schleuderte, einen Revolverschuß abgegeben hatte.

Die Frage, ob der Erzherzog durch eine Armbewegung die Wurfbombe abwehrte, wurde, weil unwesentlich, nie geklärt.

Die Feststellung, daß *aus der Suite niemand* verletzt wurde, ist falsch.

Schüsse aus dem Publikum

Außerdem stand der Attentäter Nummer 2, Gavrilo *Princip*, mitten im spalierbildenden Publikum, er zielte also nicht, wie es heißt, aus dem Hinterhalt in das offene Auto des Thronfolgers, sondern vom Trottoir aus.

Es ist 10 Uhr und einige Minuten: Attentäter Nummer 1, der Setzer Čabrinović, wirft seine Bombe gegen das offene Auto, in dem das Thronfolgerpaar zum Rathaus fährt. Die herumfliegenden Sprengstücke verletzen mehrere Personen, richten einigen Sachschaden an, der Erzherzog und die Herzogin kommen aber wie durch ein Wunder mit dem Schrecken davon.

Ungefähr eine halbe Stunde später schießt der Gymnasiast Gavrilo Princip — an der sogenannten Schiller-Ecke stehend — auf den Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gattin, Herzogin von Hohenberg. Die Schauplätze der beiden Attentate sind an die 250 Meter voneinander entfernt.

Princips Schüsse sind tödlich.

Kurz darauf, um 11.15 Uhr, es ist die erste amtlich vermerkte Zeit, steht der von einer wütenden Menge arg zugerichtete — sogar Offiziere schlugen mit stumpfen Säbeln auf ihn ein —, an Kopf, Rücken und Arm verletzte Doppelmörder im Verhör. Diese erste Vernehmung findet „im Ambulatorium der Polizei" statt, vom „Kreisgericht Sarajewo" durchgeführt. Die Staatsanwaltschaft zog also den Fall in allerkürzester Frist an sich, entwand ihn der Polizei, ein Vorgang, der gesetzlich wohl zulässig, aber ungewöhnlich ist und daher auffällt. Ein ärztliches Protokoll über Princips Vernehmungsfähigkeit fehlt im Akt. Seine klaren Angaben zeigen, daß der Attentäter zurechnungsfähig, also im vollen Besitz seiner Vernunft war, obwohl er behauptete, nach der Tat eine Zeitlang das Bewußtsein verloren zu haben.

Princip, der leidlich deutsch verstand, wurde in seiner Muttersprache einvernommen, und zwar durch einen Kroaten, den Gerichtssekretär *Pfeffer*.

Die Welt, über die Tat zutiefst betroffen und entsetzt, sah in dem jungen Attentäter, der mit Frevlerhand den Brand ins europäische Pulverfaß warf, ein „entartetes Tier", einen „degenerierten Verbrecher, der die schwärzeste Tat der Geschichte" begangen habe. *Karl Kraus* nahm das Attentat zum Anlaß, ganz allgemein den *„Unwert politischer Werte"* anzuprangern. Princip nannte er einen *Intelligenzbuben*, der um 8 Uhr früh schon gewußt habe, daß er mittags *den Staat auf den Kopf stellen werde* und dem es mit *geringeren Umständen als einem Napoleon gelingen könnte, die Landkarte Europas zu verändern.*

Serbische Supernationalisten waren natürlich gegenteiliger Ansicht; sie sahen in dem Mord die große Tells-Tat und in Princip ein Kind, das sich für die Einheit der Südslawen geopfert habe.

(Wird fortgesetzt)

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

DIE FURCHE (Wien)
Nr.: 26 TAG: 1964

FRITZ WÜRTHLE

Die Schuldigen und die Verantwortlichen

II. Das erste Verhör

Nun, welchen Eindruck machte Princip auf seine Umwelt? Ein serbischer Skribent zum Beispiel verglich ihn mit Hamlet nicht nur wegen seines langen, schwarzen Mantels, den er auch im bosnischen Sommer trug. In einem Kommentar zu den Aufzeichnungen eines Gefängnisarztes heißt es: *Princip war mittleren, fast kleinen Wuchses, von ziemlich breiten, gebeugten Schultern, dunkler, brauner Hautfarbe, blauen, „sentimentalen" Augen, die tief unter einer faltenreichen Stirn lagen.* Ein Jesuit, der dem Ermordeten nahestand, gibt von Princip diese Schilderung: *Ein kleiner, schwächlicher Jüngling, der Kopf auffallend lang, abfallende Stirne, die Augen tiefliegend und ruhig. Die charakteristische Nase ist in der Mitte ein wenig vertieft. Lippen dünn, die untere etwas aufgeworfen, sein Auftreten ruhig.*

Der Untersuchungsrichter nannte den Beschuldigten *bescheiden und fanatisch*, in seinen Aussagen konsequent und logisch, in seiner Haltung geradezu stolz, denn auch im ersten Verhör scheint er trotz der schmerzenden Verletzungen keine Sekunde die Fassung verloren zu haben.

Aber alle, die ihn kannten, Richter, Schulkollegen, Mitverschworene, stimmten darin überein, er habe den Eindruck eines kleinen, schüchternen Seminaristen gemacht. Besonders aufgefallen wäre sein schwerfälliger Gang. Nun, Princip war armer Pächtersleute Kind, Kmetensohn, geboren und aufgewachsen in einer der trostlosesten Karstgegenden Bosniens. Sechs von seinen neun Geschwistern starben. Den Besuch der Schule ermöglichte dem strebsamen und gut lernenden Schüler ein älterer Bruder, der sich selbst mühsam durchbringen mußte.

...des Belgrader Gymnasiums

Von den amtlichen Vernehmungsprotokollen liegt eine deutsche Übersetzung vor. Der hier wiedergegebene Auszug ist gekürzt und gegliedert, hält sich jedoch streng an den Sinn. Princip antwortet, wie es im Protokoll heißt, „auf besondere Fragen".

Alter? — (Eine Frage, die, wie man sehen wird, für Princips Schicksal von größter Bedeutung ist. Er beantwortet sie selbstverständlich zu seinen Gunsten.) Er sagt: „Neunzehn."

„Religion?" — „Serbisch-orthodox." (Also Serbe der Nationalität nach.)

„Wo geboren?" — „In Oblaj bei Gravoso." (Der Ort liegt in Nordwest-Bosnien, nahe der dalmatinischen Landesgrenze. Princip ist auch dorthin zuständig, also Untertan des Kaisers von Österreich und nicht des Königs von Serbien.)

„Beruf?" — „Absolvent der achten Klasse des Belgrader Gymnasiums." (Und damit gehörte Gavrilo Princip zu der Schar jener bosnischen Mittelschüler, die ihre Heimat verließen, um in der serbischen Hauptstadt ihre Studien abzuschließen. Was trieb sie nach Serbien? Die politische Gesinnung? Oder das viele Latein (der Geist Roms!) im österreichischen Lehrplan? Die kroatischen Professoren? Der eine hatte diesen, der andere jenen Grund. Jedenfalls war es oft so: Wer in Bosnien einen Professor geohrfeigt hatte, bekam von den Kollegen Ovationen und von einem serbisch-nationalen Abgeordneten des bosnischen Landtages einen Abschiedskuß auf die Stirn, war in Belgrad angesehen, wurde unterstützt und konnte, wie das oft geschah, in einem Jahr zwei oder drei Klassen absolvieren.

„Du hast in Sarajewo ein Zimmer? Wo?" — „Bei Stoje Ilić, Oprkanjgasse Nr. 3." (Ilić? Ist nicht ein junger Mann dieses Namens der Polizei als verdächtig bekannt? Jedenfalls wird dort sofort eine Hausdurchsuchung anzuordnen sein.)

Niemand hat mir zugeredet

„Wann gingst Du nach Belgrad?" — „Vor dreieinhalb Jahren. Ich verblieb dort vier bis fünf Monate..."

Im Vernehmungsprotokoll sind Princips Antworten zusammengefaßt, die gestellten Fragen fehlen. Hier ein Kurzauszug aus seinem Geständnis:

„Aus Belgrad kam ich nur deshalb vor einem Monat zurück, um das Attentat zu begehen..."

„Die Waffen erhielt ich von einem serbischen Komitadschi (Freischärler)..."

„Nein, zugeredet hat mir kein Mensch. Niemand wußte von meiner Absicht, ich stand mit niemandem im Einverständnis..."

„Ich bin in keinem Verein Mitglied, in der letzten Zeit wenigstens..."

„Ich gehe wenig unter die Leute..."

„Wo ich hinkam, hielt man mich für einen Schwächling, für einen Menschen, der sich zugrunde gerichtet hat..."

„Ja, zugrunde gerichtet durch das Studium, durch das übermäßige Studium der Literatur..."

„Ich selbst halte mich für keinen Schwächling. Ich simuliere manchmal und tue nur so, als ob ich ein schwacher Mensch wäre..."

„Heute früh, vor dem Attentat, ging ich mit zwei Gymnasiasten, und zwar mit einem gewissen Spirić und dem Svara. Ich schloß mich ihnen an, um nicht aufzufallen. Aber in meinem Gürtel trug ich bereits den mit sieben Patronen geladenen Revolver..."

„Ja, der Svara, das ist der Sohn des Staatsanwaltes..." (Von den vier Beamten der Staatsanwaltschaft Sarajewo wird Franz Svara an erster Stelle genannt. Ein Vernehmungsprotokoll seines Sohnes sucht man jedoch vergebens unter den Akten.)

„Mit 17 Jahren, also vor zwei Jahren, hatte ich mich zu meiner Tat entschlossen, seither nahm mich der Gedanke an Attentate gefangen..."

„Damals wollte ich auf irgendeinen Repräsentanten der österreichischen Macht schießen..."

„Im Thronfolger verkörpert sich die stärkste Macht, deren entsetzlicher Druck auf uns Jugoslawen lastet."

Zögern vor den tödlichen Schüssen

„Gegen 9 Uhr stand ich am Appelkai, zwischen der Cumirija- und der Lateinerbrücke."

„Ich stand, als Čabrinović die Bombe warf, mit Spirić — Svara ging früher weg, weil er etwas zu besorgen hatte — bei der Lateinerbrücke..."

„Die Autokolonne fuhr schon beim Weg ins Rathaus einmal an mir vorbei. In meiner Aufregung bemerkte ich aber den Thronfolger nicht..."

„Ich kannte sein Gesicht von Bildern, die in den letzten Tagen in Zeitungen erschienen."

„Ich stellte mich beim Schiller auf." (An der sogenannten Schiller-Ecke, nicht nach Friedrich, sondern nach einem Moritz Schiller benannt: Lager von Tee, Rum, Cognac, Wein.)

„Ich hörte Hoch-Rufe, und schon näherte sich das erste Auto. Ich spähte nach dem Erzherzog im zweiten Auto, da saß er. Als ich die Dame neben ihm bemerkte, zögerte ich einen Augenblick. Ich war unschlüssig, ob ich schießen sollte oder nicht." (Im Protokoll: *„Ich dachte einen Moment nach.")*

Über die Tatsituation sagt Princip wörtlich: *„Im selben Augenblick überkam mich ein sonderbares Gefühl und ich zielte vom Trottoir auf den Thronfolger, was mir um so leichter war, als das Auto bei der Biegung langsamer fuhr."* (Es muß sogar einen Augenblick stehen geblieben sein.)

„Wohin ich in diesem Moment zielte, weiß ich nicht, aber ich weiß, daß ich auf den Thronfolger zielte... Ich glaube, daß ich zweimal schoß, vielleicht auch mehrere Male, ich war sehr aufgeregt. Ob ich die Opfer traf oder nicht, ich kann es nicht sagen, denn im selben Augenblick begannen die Leute auf mich einzuschlagen."

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Nr.:

Cabrinović, Ciganović, Princip: „... damit ein Andenken zurückbleibt!"

Photos: Archiv

Mit wurfbereiter Bombe

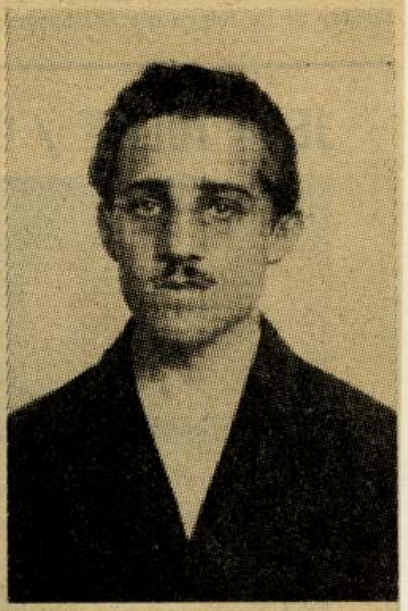
Als zweiter, und zwar um 14 Uhr, wird der Bombenwerfer *Čabrinović* durch einen Gerichtsadjunkten vernommen.

Nedeljko Čabrinovič ist ein anderer Typ als der finstere Princip. Der eine praktiziert die Verschwörertugend des Schweigens, der andere ist von der Sucht, sich zu rechtfertigen — das heißt, immer und jederzeit seine Gesinnung darzutun und die Richtigkeit seiner Handlungsweise zu beweisen — geplagt. Sogar dann, wenn es um Kopf und Kragen geht, bleibt Čabrinović redselig.

In Freundeskreisen nie für ganz voll genommen, gilt der Schriftsetzer als labil, als unsicherer Kumpan, ja, es gab sogar Tage, an denen er sich durch sein lebhaftes Naturell dem Verdacht aussetzte, ein Spitzel zu sein. Mit seinen Witzen im unrechten Moment ärgert er seine ernsten Freunde ebenso wie Richter und Beamte.

Der Prozeß gegen die Attentäter wird dem Korrespondenten der Wiener „Zeit" recht geben: „Princip zeigt für seine Jugend eine ‚beispiellose Festigkeit', Čabrinović dagegen ist ‚ein fahriger Gesell und bramarbasierender Patron'."

Unser geistlicher Gewährsmann schildert sein Äußeres: *„Ein Bursch von mittlerer Größe, untersetzt, breitschultrig, regelmäßige Gesichtszüge. Er hat eine hohe Stirn, schwarzes, zurückgekämmtes Haar, er sieht nicht gerade schlecht aus. Eine lange, gerade Nase, schwarze, lebhafte Augen."* Sein Vater war Gastwirt und Polizeikonfident. In dem Bestreben, seinen Schützling zu entlasten, behauptete sein Verteidiger, der alte Čabrinović hätte seinen Sohn oft geschlagen und ihn schon als kleines Kind aus dem Haus gejagt. Mit anderen Worten: Der Bursch sei auf sich selbst wütend gewesen, nicht nur das, seine innere Wut gelte der ganzen Welt und Nedeljkos Redseligkeit verrate ein gewisses Gefühl von Aufrichtigkeit. Ein Budapester Blatt ließ einen Zeugen des Attentats, einen in Sarajewo weilenden Gardisten, zu Wort kommen: „Čabrinović, ein typischer Serbe, mit fast tierischen Zügen,



Princip: Nach der Verhaftung

stand, die Bombe wurfbereit, mit vor Ekstase glühenden Wangen da."

Die Herkunft der Bombe

Schon gleich beim ersten Verhör war Čabrinović viel aufgeschlossener als Princip, obwohl man hätte meinen sollen, es falle ihm schwer zu sprechen, denn das Gift, mit dem er

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Nr.: TAG:

nach der Tat Selbstmord begehen wollte, hatte die Schleimhäute seines Mundes angegriffen.

Auf die Frage nach der Herkunft der Bombe gestand Čabrinović, ein Komitadschi habe sie ihm gegeben. Der Mann lebe in Belgrad und obwohl er viel mit ihm verkehrt habe, kenne er seinen Namen nicht. Den Spitznamen wisse er schon, der sei Cigom, ja, vielleicht heiße er *Ciganović*, vielleicht auch nicht. Genaueres könne er nicht angeben. Von Beruf sei er Schreiber, irgendein Schreiber in irgendeinem Amt. Bomben besitze er in Mengen, ein ganzes Depot. Als Čabrinović vor seiner Rückkehr nach Sarajewo ihn um eine ersucht habe, hätte dieser nicht gezögert und ihm sofort ein solches Ding überlassen.

Zu einem bestimmten Zweck? Čabrinović antwortet auf diese Frage des Untersuchungsrichters: Natürlich, um ein Attentat zu begehen. Wozu sonst? An Attentate denke er schon lange, seit zwei Jahren träume er davon, träume immer wieder von der Ermordung hoher Persönlichkeiten. In Sarajewo habe er das Ding im Hause seines Vaters, Franz-Josef-Straße 69, im Hof unter Steinen gut versteckt. Kein Mensch wußte etwas davon, denn er habe sich niemandem anvertraut.

Persönliche Motive

Auf die Frage, was sich am Morgen abspielte, gab Čabrinović ausführlich Bescheid. Er habe die Bombe aus dem Versteck genommen, unter der linken Achsel verborgen und sei gegen halb acht Uhr losgezogen. Vor der „Kaiserkrone" — ein paar Häuser weiter oben — traf er einen ehemaligen Schulkameraden, der jetzt als Schlosser arbeite. Nein, von den Mordabsichten habe sein Kamerad nichts geahnt, nicht das geringste. Daß sie dann zusammen in eine Photographenbude am Zirkusplatz gingen, sei richtig. Weshalb er sich habe photographieren lassen? Čabrinović gab zu verstehen, nun sei er doch wohl eine Persönlichkeit geworden, die es verdiene, verewigt zu werden, damit ein Andenken zurückbleibe. Und dann? Ja, dann seien sie zur Meisterbrücke gegangen, beim dortigen Anstandsort hätten sie zwei Männer getroffen, zufällig, völlig unschuldige Leute, die ebenfalls nicht eingeweiht waren, gar nichts von seinen Absichten gewußt hätten.

Čabrinović schilderte hierauf, daß er, bevor er Aufstellung nahm, in den Gastgarten des Katić ging. Niedergelassen habe er sich dort nicht, auch keinen Tropfen getrunken, nur Grüße bestellt.

Und weiter? Ja, dann wählte er eben die richtige Stelle, den für die Tat günstigen Platz. Er fand ihn unweit der Cumirijabrücke, und als gegen zehn Uhr die Autokolonne heranrollte, griff er unter die linke Achsel, packte, als das Automobil des Thronfolgers sich näherte, seine Bombe, schlug ihre Kapsel an den elektrischen Leitungsmast, warf das Ding, und sah, wie es vom Auto abprallte, dann nahm er mit der linken Hand das Gift aus dem Papier... Was die Bombe anrichtete, ja, das habe er nicht wahrnehmen können, denn er sei gleich über die Kaimauer gesprungen, durch die Miljačka gewatet — die Detektive hinter ihm her, sie brachten ihn zur Polizei, auf dem Wege dorthin schlugen die Leute auf ihn ein („Berufene und Unberufene"), Wachleute, Detektive, Zivilpersonen...

Weitere Einzelheiten, über die sich Čabrinović auf „besondere Fragen" äußerte:

Diese Bomben explodieren nach dem Aufstoßen der Kapsel in ungefähr 13 Sekunden, andere Waffen habe er keine gehabt. Seine Absicht? Einzig und allein die, den Thronfolger zu töten.

(Wird fortgesetzt)

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

DIE FURCHE (Wien)
Nr.: 27 TAG: 1964

Die Schuldigen und die Verantwortlichen

FRITZ WÜRTHLE

III. „... eine wahnsinnige Explosion des Bösen"

„Ich zielte direkt auf ihn", sagte Čabrinović. Ferner gab er zu, er habe Princip schon drei bis vier Jahre gekannt, er sei häufig mit ihm zusammengekommen, und zwar in Belgrad wie auch in Sarajewo. Trotzdem wisse er von Princips Tat nichts, nein, eine Verabredung komme nicht in Frage, bestünde in keiner Weise. Wenn Princip wirklich auch ein Attentat begangen habe, so lasse dies nur auf gleiche Gesinnung schließen, daß sie eben dieselben Ideale hätten. Etwas anderes daraus zu folgern, wäre falsch. Princip verrate niemandem seine Absichten. Gavrilo sei eben ein verschlossener Mensch, der sich immer nur über ganz allgemeine Sachen unterhalte. Keine Silbe über die Realisierung anarchistischer Ideale, keine Silbe über terroristische Aktionen...

Von der Bombe, die man beim Schiller-Eck gefunden habe, wisse er nichts. Wie sollte er auch, er sei ja ganz woanders gestanden. Das Gift? Ja, das stamme auch von dem Belgrader Schreiber. Den Thronfolger habe er aufs Korn genommen, weil dieser und der Gouverneur Potiorek Schuld an dem Ausnahmezustand im vorigen Jahr gehabt hätten und weil Franz Ferdinand ein Feind aller Slawen, besonders aber der Serben, sei. Das alles könne man doch in den Zeitungen lesen, er, Čabrinović, kenne die ganze Literatur dieser Gattung: alle serbokroatischen Bücher über Anarchismus und Sozialismus. Selbst habe er allerdings mit den Sozialisten gebrochen, notgedrungen, mit diesen Leuten müsse sich ja jeder verkrachen, das seien Phrasendrescher, nichts anderes, er aber sei Anhänger der radikal-anarchistischen Lehre, die darauf hinziele, durch Terrorismus das heutige System zu vernichten. Eine andere Möglichkeit gebe es nicht. Bei der Zeitung, wo er einmal arbeitete, seien wohl Sozialisten, das schon, aber durch und durch verdorbene sozialistische Priester, zu denen er, Čabrinović, kein Vertrauen gewinnen könne. Der Sozialismus erlitt daselbe Schicksal wie das Christentum, so lange Christus

auf Erden weilte. Ja, da wäre seine Lehre eine sympathische Sache gewesen, später aber entartete sie völlig. Er, Nedjelko Čabrinović, wisse von der Richtigkeit seiner Ideen, daher seine tiefe Überzeugung, er habe eine gute Tat begangen, ein gutes Werk vollbracht, das er auch jetzt nicht zu bedauern brauche ...

Persönliche Motive

Ob er für die Tat persönliche Motive habe, solche angeben könne?

Und ob! Beim Typographenstreik habe ihn die Polizei aus Sarajewo ausgewiesen, auf fünf Jahre. Er aber lebe hier bei seinem Vater, daher habe dieser die Landesregierung um Rücknahme der Ausweisung gebeten. Damals habe sich dann irgendein Regierungssekretär erlaubt, ihm, dem Setzer Čabrinović, eine Predigt, eine Moralpredigt, zu halten. Man stelle sich nur einmal vor, welche Ungeheuerlichkeit! Ein Fremder wagt es, einem Einheimischen Anweisungen und gute Lehren zu geben! *(„Mir war das so verhaßt, ich bedauerte nur, keinen Revolver bei mir zu haben, ich hätte ihn getötet! Durch diesen Vorfall wurde mein Entschluß zum Attentat bestärkt. Er wurde konkreter.")*

Aus beiden Aussagen, der des Princip und der des Čabrinović, lassen sich ohne Schwierigkeiten Parallelen herausfinden, die auf eine enge Zusammenarbeit deuten. Der eine wie der andere gestand, seine Waffen aus Belgrad bezogen zu haben, der Lieferant beider war ein Komitadschi, der auch das Gift lieferte. Der Zeitpunkt der Abreise war der gleiche, nämlich vor einem Monat, und auf den Gedanken, ein Attentat zu verüben, behaupteten beide vor zwei Jahren gekommen zu sein.

Die beiden Attentäter sind Austroserben oder, wie man amtlich sagt, „hierländische Serben". Somit Untertanen des Kaisers von Österreich, denen aber ihre Mordwerkzeuge „drüben", im serbischen Ausland, eingehändigt wurden. Bei den seit Jahren zwischen Österreich-Ungarn und Serbien gespannten Verhältnissen kann der kleinste Zwischenfall zu ernsten Konsequenzen führen. Erst recht, wenn es sich in der Untersuchung herausstellen sollte, daß man die Täter in Belgrad zur Ermordung des Thronerben ermuntert oder gar angestiftet habe.

Die Hausdurchsuchung

Dies zu beweisen wird aber nicht einfach sein. Die Hausdurchsuchung, die nachmittags stattfindet, gibt auf die Frage, wer das Verbrechen angestiftet hat, noch keine Antwort. Das in Gegenwart der Gerichtszeugen *Mohammed Aga* und *Mustafa Tokić* aufgenommene Protokoll läßt aber Rückschlüsse auf die Geisteshaltung der Verschwörer zu.

Der 24jährige *Danilo Ilić*, der mit Princip die Bude teilt, ein eleganter junger Mann, den die Polizei schon lange in der Liste der verdächtigen Subjekte führt. Beim Kaiserbesuch 1910 hatte man ihn deshalb fürsorglich in Gewahrsam genommen. 1914 verzichtet die vorher so mißtrauische Polizei auf jede derartige Vorsichtsmaßnahme. Dabei ist gar nicht bekannt, wovon der Lehrer Ilić, der nach kurzer Lehrtätigkeit den Beruf an den Nagel gehängt hatte, eigentlich lebt. Er schreibt zwar gelegentlich Artikel, doch was bringt das schon ein?

In Wirklichkeit ist Ilić ein gefährlicher Propagandist, ein Konspirateur von Format, mit weitreichenden Auslandsverbindungen. Im Häuschen der Witwe Ilić, das er mit seinem Freund Princip bewohnt, findet man unter Matratzen und hinter Bildern Goldstücke und Geldscheine im Werte von mehr als 700 Kronen. Ein stattlicher Betrag für jemanden, dessen Mutter vom Wäschewaschen in fremden Häusern lebt und der selbst kaum etwas verdient. Über diesen verdächtigen Umstand befragt, erklärt Ilić, das müßten Ersparnisse der Mutter sein, sie sei so geizig, koche so sparsam, daß ihm sogar die Gefängniskost besser schmecke.

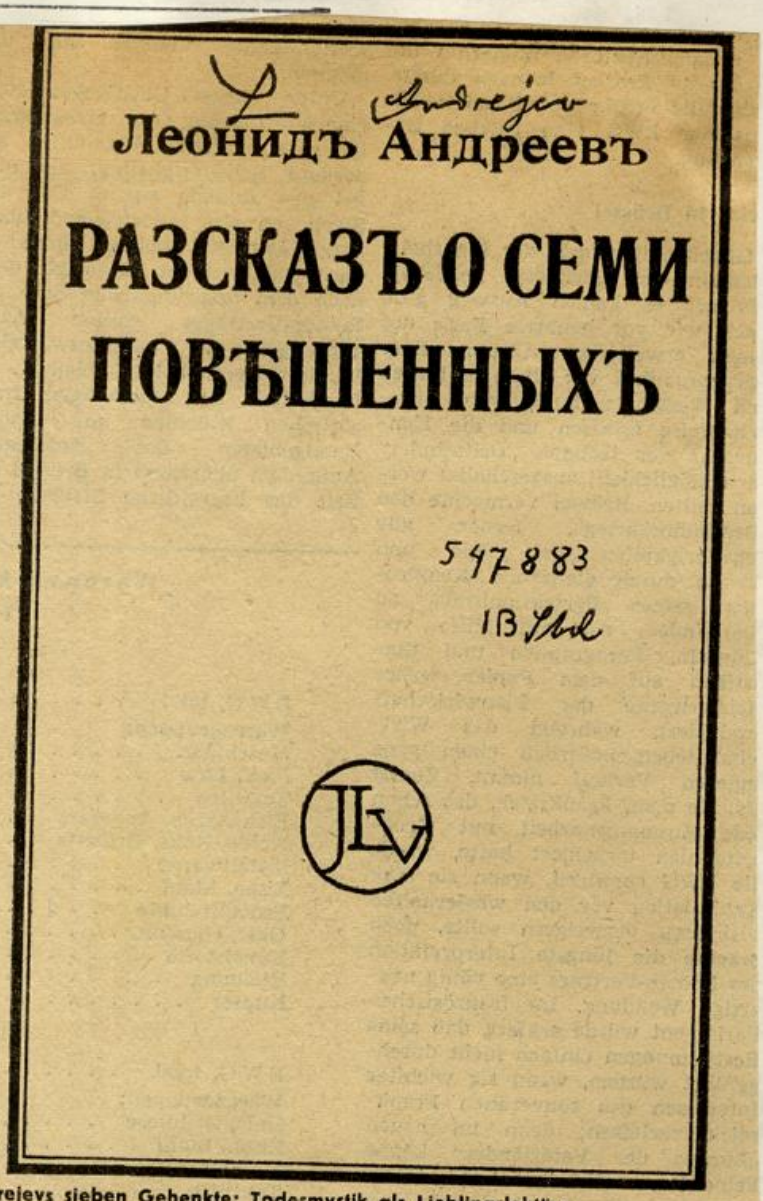
„... dann regt sich das Volk"

In einem engen Gäßchen des Bazarviertels, dort, wo Sarajewo noch ganz seinen orientalischen Charakter bewahrt, hinter der Chusrev-Beg-Moschee, in der Bude des Ilić und Princip, liegen haufenweise Beweise für die Existenz dieser Gewalten. Da lauern im Hinterhalt Produkte einer intellektuellen Kultur, von denen der naive bosnische Bauernsohn behauptet, ihr übermäßiges Studium habe ihn zugrunde gerichtet.

Beileibe nicht jene fünf Jahrgänge Meggendorfer Blätter, die ein kurioser Zufall in das Verschwörernest geweht haben muß. Dagegen paßt das Porträt des Anarchistenvaters Bakunin ins Milieu, denn dieser Michael Bakunin war es ja, an dessen Schriften man sich berauschen konnte. Bei den russischen Büchern, die hier stehen, sind Klassiker, aber auch *Leonid Andrejev*, dessen Erzählungen Danilo Ilić für seine Freunde übersetzte. Darunter „Die Geschichte der sieben Gehenkten", das Hohelied der Attentäter auf die Bombenkameradschaft. Andrejev zeichnet mit psychologischer Raffinesse die Figur eines kleinen Mädchens, das von „unsäglicher Freude erfaßt wird, mitmachen zu dürfen", das heißt mit seinen eigenen Worten, „die Ehre zu haben, mitgehangen zu werden, zur Gemeinschaft der Leuchtenden zu gehören, die durch Scheiterhaufen, Marter und Hinrichtung zum hohen Himmel einziehen". Wenn die Kleine an die vor

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Nr.: TA



Andrejevs sieben Gehenkte: Todesmystik als Lieblingslektüre

ihr gehenkten Kameraden denkt, jauchzt sie, „denn sie sieht ihre Gesichter hell, freudig und nah". Auch Björnsons verstaubtes Erfolgsdrama „Über die Kraft" geht bei den Sarajewoer Verschwörern reihum, wird unter der Schulbank versteckt und mit Verbissenheit gelesen. Es ist ein Stück, in dem eine Pfarrerstochter ihren Bruder mahnt, durch „eine wahnsinnige Explosion des Bösen die Gewissen aufzurütteln". Worauf er ausruft: „Hinüber, hinüber (in das Land des Todes) ... nur wenn vom andern Ufer die Stimme ertönt, dann regt sich das Volk."

Propagandatraktätchen serbischer Provenienz, zur Verteilung unter Schülern bestimmt, fehlen nicht. Ihr Geist findet seinen Niederschlag in Aufsatzthemen, wie sie von serbischen Lehrern gestellt wurden: *„Gott ruht im vergossenen Blute."* — *„Das Attentat ist die Auferstehung der Nation."* — *„Der Serbe wird im Blut geboren, lebt und stirbt im Blute."* — *„Erlösung durch Arbeit, Leiden, Opfer."* Gefordert wird die persönliche Erneuerung. „Nationalismus im vollen serbischen Sinne muß sich zur Religion steigern ..." Unter Briefen findet sich die Floskel: „Mit serbischem Gruß", oder der Kampfruf: „Erhebe dich, lebe, kämpfe, weiche nicht."

Die Fahrt mit den Sterbenden

Über die tragischen Umstände unmittelbar nach der Tat, so die Fahrt mit den Sterbenden über die Lateinerbrücke, liegen präzise Angaben vor. Sie stammen vor allem von den Herren der Suite, die die Fassung bewahrten und sich sofort um die Opfer bemühten. Unterschiede in den Aussagen erklären sich wohl aus der herabgesetzten Beobachtungsfähigkeit in einer Paniksituation.

Generalstabsmajor *Höger* hörte im vierten Wagen des Konvois „schwache" Schüsse und lief mit Oberst *Bardolff*, dem Flügeladjutanten des Erzherzogs, zum Auto der Hoheiten.

„In der Höhe des rechten Hinterrades kam mir ein Menschenknäuel entgegen, der auf einen in gebückter Haltung sichtbaren schwarzen Kopf einhieb. Ich sprang ... als Schutzabwehr auf das rechte Trittbrett zur Deckung der Hoheiten.

... Seine Kaiserliche Hoheit saß ruhig im linken Fondsitz des Wagens und blickte nach vorwärts, die Hoheit sank in dem Moment, sich gegen den Erzherzog wendend, auf beide Knie mit dem Kopf auf seinen Schoß, als wollte sie ihn schützen und zugleich Schutz suchen."

Nachdem der Wagen der Hoheiten („irrtümlich") in die Franz-Josef-Straße eingebogen war und zu „reversieren begann", nahm auch Oberst Bardolff die Schüsse wahr:

„Ich bin sofort von meinem Auto heruntergesprungen und auf das Auto meines höchsten Herrn zugelaufen und sah rechts einen Knäuel von Leuten, welche den Attentäter umringten... Hierauf wurde das Auto in den Konak dirigiert, ich fuhr mit... auf dem Trittbrett... und leistete meinem höchsten Herrn durch weiteres Öffnen der blutbeströmten Kleider weiteren Beistand. Schon während der Fahrt hatte ich den Eindruck, daß Ihre Hoheit getötet sei. Dieser Eindruck wurde zur Gewißheit, als ich Ihre Hoheit mit dem Obersthofmeister aus dem Auto hob. Seine Kaiserliche Hoheit waren zu dieser Zeit bereits bewußtlos, doch scheint der Tod erst auf dem Sofa im Konak eingetreten zu sein."

Danilo Ilić Photo: Archiv

Potioreks unverständliche Aussage

Feldzeugmeister *Potiorek* saß im Fond des Thronfolgerwagens, also in nächster Nähe des Erzherzogs. Aus den Geständnissen der Verschwörer wissen wir, daß sie es schon lange auf ihn abgesehen hatten. Um so unerklärlicher ist Potioreks Reaktion, um so unverständlicher seine Aussage. Niemand kannte besser die lokalen Verhältnisse, niemand war so vertraut mit dem politischen Klima. Und außerdem, Potiorek war, wie sich beweisen läßt, über das Bestehen von Verschwörerorganisationen nicht im unklaren. Beim ersten Attentat glaubte er an eine Kindermutwilligkeit. Über das zweite sagte er, „diesmal hatte ich vom ersten Moment an den zweifellosen Eindruck eines Attentats, war aber zunächst des Glaubens, dasselbe sei glücklicherweise wieder ganz erfolglos geblieben..."

Hier seine Aussage:

„... während dieses Zurückschiebens sank Ihre Hoheit nach links gegen Seine Kaiserliche Hoheit und auf meine rechte Hand. Ich schrieb dies einem durch die überstandene Gefahr hervorgerufenen Schwächeanfall zu, und glaubte immer noch, daß beide Hoheiten unverletzt seien, dies um so mehr, weil sowohl Seine Kaiserliche Hoheit als auch Ihre Hoheit still einige von mir im Lärm nicht verstandene Worte sprachen."

Sofort zur Stelle war auch Obersthofmeister Freiherr von *Rumerskirch:*

„... Als ich das erste Auto erreicht hatte, sah ich Ihre Hoheit, die Frau Herzogin, über Seine Kaiserliche Hoheit gebeugt und dachte, daß sie vor Schrecken ohnmächtig sei. Seine Hoheit saß aufrecht mit ganz steifem Kopf im Wagen, und nachdem Seine Kaiserliche Hoheit einige Worte, die ich nicht verstehen konnte, gemurmelt hatte, trat ein Strom Blut aus seinem Mund... Das Auto fuhr hierauf in den Konak..."

Die Worte, welche Freiherr von Rumerskirch nicht verstanden hatte, glaubte dagegen der neben dem Thronfolger rechts auf dem Trittbrett stehende Graf *Harrach* deutlich vernommen zu haben:

„... Während das Auto rasch reversierte, spritzte ein dünner Blutstrahl aus dem Munde Seiner Kaiserlichen Hoheit auf meine rechte Backe. Während ich mit der Hand mein Taschentuch zog, um das Blut vom Munde des Erzherzogs zu wischen, rief Ihre Hoheit: ‚Um Gottes willen, was ist geschehen', worauf sie von dem Sitze herabsank, mit dem Gesicht zwischen den Knien des Erzherzogs. Ich ahnte gar nicht, daß sie getroffen wäre und dachte, sie sei aus Schreck ohnmächtig geworden. Auf das sagte Seine Hoheit: ‚Soferl, Soferl, stirb mir nicht, bleibe für meine Kinder.' Auf das ergriff ich den Erzherzog beim Rockkragen, um das Vorsinken des Kopfes zu verhindern und frug ihn: ‚Leiden Eure Kaiserliche Hoheit sehr?', worauf er deutlich antwortete: ‚Es ist nichts.' Nun verzog er etwas sein Angesicht und wiederholte sechs-, siebenmal, immer mehr sein Bewußtsein verlierend und in immer leiserem Ton: ‚Es ist nichts.' Dann trat eine kurze Pause ein, worauf ein heftiges Röcheln infolge des Verblutens eintrat, welches bei der Ankunft im Konak aufhörte."

(Wird fortgesetzt)

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

DIE FURCHE (Wien)
Nr.: 28 TAG: 1964

Die Schuldigen und die Verantwortlichen

IV. Den Mördern vor den Lauf getrieben?

FRITZ WÜRTHLE

Bisher berichteten wir über das Sarajewo in jenem Sommer 1914, einen Amtsvermerk des Offizials Korda, das erste Verhör mit den eben festgenommenen Attentätern und schließlich über die geistige Ausrichtung der jungen Verschwörer.

*

Ortskundige legten sich nicht ohne Grund die Frage vor, wieso kam es überhaupt dazu, daß das Automobil des Thronfolgerpaares irrtümlich in die Franz-Josef-Straße einbog?

Die Betonung liegt auf irrtümlich.

Wurden nicht dadurch, so folgerte man, die Opfer geradezu vor die Mündung des Revolvers getrieben? Gewissermaßen „zum Schuß präsentiert".

Erstaunlich ist nur, wie schnell sich die Öffentlichkeit mit diesem furchtbaren Verdacht abfand. Vielleicht rechnete sie damit, daß die Behörden sich verpflichtet fühlen würden, diesen verhängnisvollen Irrtum aufzuklären.

Kismet

Und wirklich, eines Tages gab es von zuständiger Seite eine Erklärung.

Eines Tages, das war 20 Jahre später, anno 1934.

Baron *Collas*, Präsidialchef der Landesregierung für Bosnien und die Herzegowina, Vorgesetzter des damals verantwortlichen Regierungskommissärs Dr. *Edmund Gerde*, äußerte sich zu diesem heiklen Thema und traf damit den Nagel auf den Kopf.

Er sagte: „Kismet."

Ja, Kismet wäre es seiner Meinung nach gewesen, daß bei der Fahrt ins Garnisonsspital das vor dem Thronfolgerpaar fahrende Auto „irrtümlich" in die ursprünglich festgesetzte Fahrtrichtung abbog, statt in der beim Aufenthalt im Rathaus anbefohlenen Route weiterzufahren.

Ebenfalls Kismet, daß Feldzeugmeister Potiorek das Auto mit dem Erzherzog „behufs Korrektur der Fahrtrichtung abstoppen ließ", so daß die beiden Opfer vor dem in der Menge stehenden Princip „zielbereit" anhielten.

Kismet, daß beide Schüsse, die Princip sozusagen blind abfeuerte, die Schlagadern trafen.

Baron Collas fügte allerdings hinzu, eine 16jährige Tätigkeit „unter und mit Muselmanen" hätte seine Mentalität beeinflußt, er betrachte das Attentat *„als Kismet der Personen und der Monarchie"*.

Der eine nennt es eben Zufall, glücklich oder tragisch, je nach Gesinnung, der andere Schicksalsfügung. Doch der argwöhnisch um Staat und Recht Besorgte, vor allem der Hüter des Gesetzes, dürfte böse Absichten niemals ausschließen.

Aber die bosnischen Behörden hüteten sich, dieser auf den Grund zu gehen. Jedenfalls geschah nichts zur Aufklärung des verdächtigen Tatbestandes...

Die verhängnisvolle Fahrtänderung

Wo, wann und wie erfolgte nun die verhängnisvolle Programmänderung?

Potiorek darüber: *„Nach der Besichtigung* (des Rathauses) *erklärte Seine Kaiserliche Hoheit, unbedingt ins Garnisonsspital fahren zu wollen... Auf mein Abraten sollte die Fahrt ... nicht auf der programmmäßigen Route durch die Franz-Josef-Straße, sondern wieder entlang des Appelquais erfolgen, weil diese überraschende Fahrtrichtung zweifellos sicherer erschien. Hierbei mußte vom Rathaus bis zur Abzweigung in die Franz-Josef-Straße wieder ein kleines Stück des Appelquais benützt werden, auf welchem sich nichts anderes ereignete, als daß die Zurufe der Volksmenge jetzt gerade frenetischen Jubel zum Ausdruck brachten und Seine Kaiserliche Hoheit infolgedessen auch eine Bemerkung gegen Graf Harrach machte, weil dieser ... auf dem linken Wagentritt stehen geblieben war, um mit seiner Person Seine Kaiserliche Hoheit gegen Schüsse von links zu sichern. Bei der Einmündung der Franz-Josef-Straße bemerkte ich, daß das vorausfahrende Auto des Bürgermeisters (Fehin Effendi Curčić) im Widerspruch zu der getroffenen Entscheidung in die Franz-Josef-Straße eingebogen sei. Ich rief dem Chauffeur ... zu, nicht das gleiche zu tun, sondern am Appelquai w e i t e r zufahren. Das Auto befand sich in diesem Moment knapp am rechtsseitigen, mit Menschen vollbesetzten Trottoir, und ehe der Chauffeur des langsam fahrenden Autos die erhaltene Weisung verstanden hatte, fielen knapp an der rechtsseitigen Autoseite zwei Schüsse, worauf das Auto stehenblieb...“*

Potioreks unklare Berichte

Eine Unklarheit, wenn nicht gar Zweideutigkeit, verdient hervorgehoben zu werden: In seinem nach Wien und Budapest — auch an den Kaiser — weitergegebenen Bericht erweckt Landeschef Potiorek den Eindruck, als wäre das Auto der Hoheiten *noch nicht* um die Ecke in die Franz-Josef-Straße gebogen, als das Unglück geschah. Er hielt auch den Umstand nicht für erwähnenswert, daß im Leitwagen auch bei dieser Fahrt neben dem Bürgermeister der Regierungskommissär Dr. Gerde saß.

Über die Anordnungen im Rathaus, die das große Verhängnis einleiteten, gibt Freiherr von Morsey Auskunft:

„Außer Potiorek, dem Bürgermeister, dem Polizeikommissär Doktor Gerde, Dr. Starch und Hauptmann Pilz... war niemand von uns Fremden mit den örtlichen Verhältnissen vertraut, das heißt, niemand von uns wußte den relativ ungefährlicheren Weg zur Abfahrt.

Es wurde nun vom Gefolge der hohen Herrschaften empfohlen, direkt zum Konak zu fahren, bei Vermeidung einer Durchfahrt durch die Stadt. Nun resümierte Bardolff noch einmal genau die von Potiorek angegebene Fahrtstrecke und ersuchte Dr. Gerde, dies genauestens zu wiederholen...

...ich kann mich heute noch erinnern, daß Gerde, statt Bardolffs Resumee zu wiederholen, in oberflächlicher Weise und ohne sich nur umzusehen oder zuzuhören, mit einem ‚Ja, ja, gewiß‘ zur Tür hinaus- und die Stufen zu seinem Auto hinabsprang. Dieses Versäumnis bleibt in meiner Erinnerung als jenes ausschlaggebende Moment haften, das erst den äußeren Umstand der Attentatsmöglichkeit auslöste.

Die Automobile wurden bestiegen, und ganz vorn voraus fuhr den Hoheiten ein Führerautomobil, dessen Insassen Dr. Gerde und der Bürgermeister waren. Dieses Auto mied nicht die vorher genau erwähnten, zu vermeidenden Gassen, sondern bog sogar in diese ein. Gerde hatte eben nicht die Angabe des einzuschlagenden Weges wiederholt. Ein ganz furchtbares Versäumnis, das mit brennender Schrift in der Erinnerung der unmittelbar an den Vorgängen des Katastrophentages Beteiligten dauernd eingegraben bleibt...

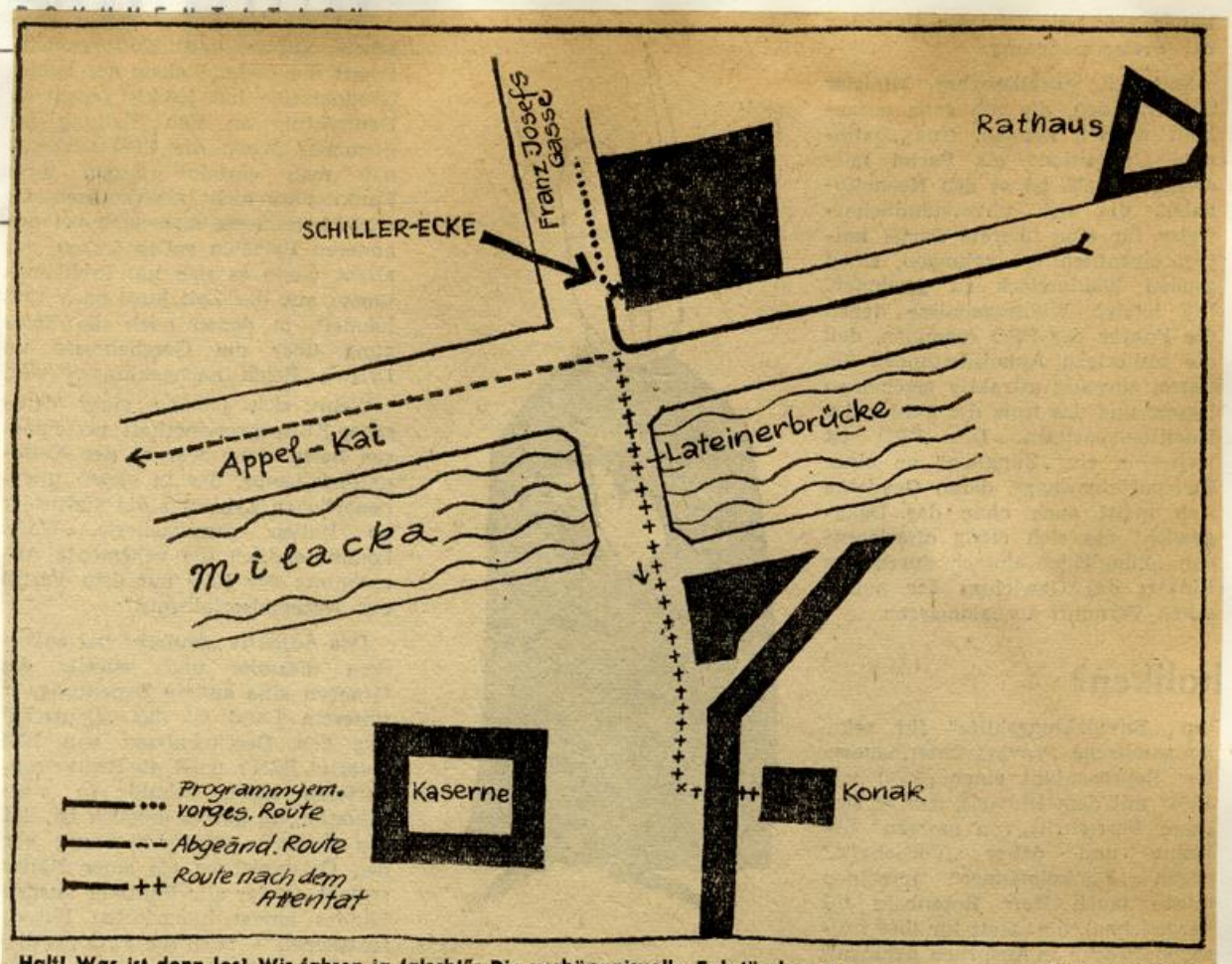
...als Exzellenz Potiorek den verhängnisvollen Fahrirrtum bemerkte, rief er: ‚Halt! Was ist denn los? Wir fahren ja falsch!‘ Einen kleinen Augenblick stoppte das Auto, da — ich sehe es heute noch — fielen keine drei Schritte von vorne rechts mindestens drei Schüsse...“

Nach Freiherrn von Morsey liegt die Schuld für den Fahrtirrtum eindeutig bei Dr. Gerde. Dessen Untergebener, der Regierungskonzipist *Wladimir Glück*, ist anderer Ansicht. Er bemerkte, keiner von den Offizieren sei auf die Idee gekommen, sich mit den (Polizei-) Beamten des Regierungskommissärs zu beraten. Nach Glück wollte Dr. Gerde den Appelkai räumen lassen, eine Aufgabe, die die Möglichkeiten der Sarajewoer Polizei nicht überfordert hätte. Potiorek, damit einverstanden, wollte aber zuerst den Erzherzog befragen.

Programmäßige Route einhalten!

Diese Szene hat Glück festgehalten: *„Dr. Gerde, von den beiden zu weit entfernt, konnte nicht genau verstehen, was gesprochen wurde. Hinterher scheint der General vergessen zu haben, Dr. Gerde vom Resultat seiner Besprechung mit dem Thronfolger zu unterrichten.* Im letzten Augenblick, als die Autos schon zur Abfahrt bereit

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION
Nr.:



„Halt! Was ist denn los! Wir fahren ja falsch!": Die verhängnisvolle Fahrtänderung Zeichnung: Candea

standen, fragte dann Dr. Gerde den General und erhielt zu seinem Entsetzen nur drei Worte zugerufen: Programmäßige Route einhalten! Von einer Änderung derselben war nicht mehr die Rede. Wahrscheinlich kombinierte Potiorek folgendermaßen: Dr. Gerde soll im Leitauto ruhig die ursprüngliche Route fahren, der Erzherzog aber die abgeänderte; auf diese Weise würden etwaige Attentäter irregeführt."

Heißt das nicht, daß man schon zu dieser Stunde einander mißtraute? Aber wie dem auch immer sei, solange man nicht in einem noch irgendwo verborgenen Akt Hinweise findet, muß man sich mit den angeführten Erinnerungsaussagen zufriedengeben.

Für die Glücksche Version spricht der Umstand, daß das Gericht keine Erhebungen über den Fahrirrtum anstellte. Den General und Landeschef über diesen Punkt zu befragen, hielt man wohl für ungehörig. Gewiß wurden die Lenker, und zwar ein Wiener, ein Triestiner und der Fahrer des Unglückswagens, ein Mann aus Mähren, einvernommen. Aber der, auf den es in erster Linie ankam, nämlich der Lenker des Leitwagens, wurde nicht gefragt. Bis heute sind uns Name und Nationalität unbekannt. Ebenfalls ungefragt blieben die Insassen dieses Wagens, nämlich der Bürgermeister von Sarajewo, Effendi Curčić, und Dr. Gerde selbst. Nicht einvernommen wurden ferner die Beamten des Avisoautos, das vor dem Leitwagen fuhr.

„Im Auftrag der Kamarilla"

Der Chauffeur des Unglücksautos, *Leopold Loyka*, gab zu Protokoll: *„Ich habe den Auftrag gehabt, immer dem Automobil des Bürgermeisters zu folgen, und so lenkte ich auch mein Auto beim zweiten Attentat."*

Ob er beim Aufenthalt im Rathaus irgendwie instruiert worden war, auch darüber schweigt das Protokoll.

In diesem besonderen Fall zeitigt das Vertuschen von Amts wegen arge Folgen: Während des Krieges behauptete die Antiösterreichpropaganda allen Ernstes, das falsche Einbiegen wäre Absicht gewesen. Auf diese Weise hätten Beamte der Landesregierung dem Mörder das hohe Paar „zum Abknallen hingestellt". Und zwar im Auftrag einer Wiener Hofkamarilla...

Daß ausgerechnet 20 Jahre später Baron Collas mit dem Wort „Kismet" operiert, klingt wie ein Scherz. Denn, wenn schon die Herren der Staatsanwaltschaft der Ansicht waren, der Fahrtirrtum habe nichts mit dem Mordprozeß zu tun, so wäre es in erster Linie die Pflicht und Schuldigkeit des Präsidialchefs der Landesregierung gewesen, eine Disziplinaruntersuchung einzuleiten.

Am Abend, so gegen 22 Uhr, als Princips zweite Einvernahme zu Ende ging, wurden im Konak die entseelten Körper seiner Opfer „zur anbefohlenen Konservierung bereitet" und zu diesem Zweck auf einen mit „Gummibettstoff" bespannten Tisch gelegt. Die Ärzte arbeiteten die ganze Nacht. Ihr Protokoll vom 29. Juni, 6 Uhr, sagt aus, daß an der Leiche des Erzherzogs Franz Ferdinand *eine* Einschußöffnung zu sehen war, und zwar einen Zentimeter oberhalb des Schlüsselbeines. Die Kugel hatte die Halsvenen durchrissen. Um eine weitere Verletzung der Gefäße, die sich auf die Konservierung nachteilig ausgewirkt hätte, zu vermeiden, ließ man das Geschoß im Körper.

Der Leiche der Herzogin wurde das Corpus delicti entnommen: ein Stahlmantelgeschoß von 9 mm Durchmesser. Es hatte die Bauchdecke durchschlagen und war in den Unterleib eingedrungen.

Sollte Potiorek das Opfer sein?

Nie, weder in der Untersuchung noch während der Hauptverhandlung, auch nicht im Kerker, fand Gavrilo Princip, daß es für ihn etwas zu bereuen gebe. Nein, er stehe zu seiner Tat, voll und ganz; allerdings mit einer Einschränkung: Er habe nicht Sophie von Hohenberg, sondern den Landeschef Potiorek töten wollen.

Am Schluß des zweiten Verhörsprotokolls vom 28. Juni stehen die Worte: *„Ich leite gegen Dich die Voruntersuchung ein wegen Verbrechen des Mordes, begangen dadurch, daß Du heute in der Absicht den Thronfolger Franz Ferdinand und seine Gemahlin, die Herzogin, zu töten meuchlings auf sie aus einer Browningpistole aus unmittel-*

barer Nähe geschossen und beide getroffen hast, wodurch in kurzer Zeit der Tod eingetreten ist.“

Princip fügte von sich aus hinzu: *„Ich nehme dies zur Kenntnis und beschwere mich nicht, aber leid tut es mir, daß ich die Herzogin von Hohenberg getötet habe, weil ich nicht die Absicht hatte, sie zu töten.“*

Ob dieser Zusatz auf Drängen des Mörders oder als „Antwort auf Befragung“ erfolgt war, ist heute wohl nicht mehr zu klären. Gewiß ist, daß der „dolus directus“, der Vorsatz, auch die Herzogin zu ermorden, bei keinem der Attentäter vorhanden war, doch der Dolus eventualis läßt sich nicht leugnen. So schleuderte Čabrinović seine Bombe ohne Bedenken, und auch Princip nahm bewußt unerwünschte Folgen mit in Kauf.

Eine dieser Folgen war der unbeabsichtigte Tod der Herzogin Sophie.

Er war es, der die Tat sogar in den Augen der serbischen Bevölkerung als ruchlos und verwerflich erscheinen ließ.

Und nach Auffassung der Verschwörer war die Ermordung der Herzogin ein Fehler. Ein taktischer Fehler, weil er der angestrebten Wirkung, „die Gewissen aufzurütteln“, Abbruch tat.

Ein Obilić, ein Tyrannenmörder, trifft weder daneben noch schießt er auf ein wehrloses Weib. Dies widerspräche dem Empfinden des Volkes.

*

Lesen Sie in der kommenden Nummer: Der Holzkoffer des Drljević und die Schuld des verantwortlichen Ministers.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

DIE FURCHE (Wien)
Nr.: 29 TAG: 1964

FRITZ WÜRTHLE

Die Schuldigen und die Verantwortlichen

V. Der Holzkoffer des Drljević und die Schuld des verantwortlichen Ministers

Die vergangene Folge unserer Dokumentation über das Attentat von Sarajewo versuchte die Ursachen der verhängnisvollen Fahrtänderung zu klären.

*

Kein Wunder, daß südslawische Guslaren sich dieses Ereignisses von schicksalshafter Bedeutung bemächtigten. Damals und Jahrzehnte später besangen sie den Mord von Sarajewo und dichteten sich Princips Tat nach ihrer Weise zurecht:

Der Thronfolger wird bei ihnen zum Sohn des gewaltigen und gewalttätigen Kaisers Franz. Der Kaiserssohn reitet, die Gattin zur Seite, an der Spitze seiner tapferen Soldaten in Sarajewo ein. Voran marschiert des Kaisers Garde, die den jungen Ferdinand beschützen soll. Die Explosion der Bombe gellte durch Sarajewo. Sophie machte ihrem Gatten Vorwürfe: „Welch ein Teufel verführte dich? Was fällt dir ein, in Bosnien eine Militärparade zu halten, von der alle Serben wissen mußten?“ — Weiter geht die Parade. Da fährt „wie ein Drache fürwahr“ Gavro los. „Halt ein“, schreit er, „Schwabe, was hast du hier zu suchen? Das Land ist nicht euer eigen, es ist unsere Heimat.“ Und er reißt den Revolver heraus, drückt ab. Zwei Schüsse läßt er hintereinander los. Einer trifft den Kaisersohn mitten in die Heldenbrust, so daß er in aller Ewigkeit nicht mehr aufwachen wird. Von Raserei erfaßt, fällt Sophie in eine Ohnmacht, tot sinkt die Unglückliche neben ihrem Ehegemahl nieder. — *(Aufgezeichnet in einem südslawischen Gebirgsdorf von Univ.-Prof. J. Matl, Graz.)*

Der Schreck also tötete die Herzogin und nicht die Kugel des Attentäters. So will es der Geist der Volkssage.

Und bei der studierenden Jugend mischt sich auf merkwürdige Weise mittelalterliche Tradition mit anarchistischen Einflüssen.

Unter den Akten der bosnischen Landesregierung befindet sich ein Dokument von zeitgeschichtlicher Bedeutung. Ein Freund Princips schrieb es, der spätere Nobelpreisträger *Ivo Andrić:* Sein Tagebuch wird noch Gegenstand einer ausführlichen Darstellung sein.

/.

Ein Minister geht zu weit

Ein Mann, der sich in seinem Wirkungskreis redlich bemühte, mit dem serbischen Bevölkerungsteil in Bosnien und Herzegowina ein gutes Einvernehmen zu erzielen, war Ritter *von Bilinski*, dem die Zentralleitung der bosnischen Angelegenheiten oblag. Bilinski war kaiserlicher und königlicher Finanzminister, also Inhaber eines der drei *gemeinsamen* Ministerien der *beiden* Staaten Österreich und Ungarn. Das an und für sich löbliche Bemühen des schwarzgelben Polen Bilinski, die „hierländischen" Serben zur Mitarbeit heranzuziehen und gleichzeitig den selbstbewußten Nationalstaat Serbien nicht vor den Kopf zu stoßen, schaffte, ohne daß er es wollte, Voraussetzungen für das tragische Geschehen in Sarajewo. Der Minister ging entschieden zu weit, viel zu weit, denn er schreckte sogar davor nicht zurück, der Staatsanwaltschaft in den Arm zu fallen...

Ein guter Fang

Doch gerade dieser Fall, weil unbekannt und symptomatisch, ist einer Untersuchung wert.

Wieder handelt es sich um einen Halbwüchsigen, wieder um einen Gymnasiasten. Er hieß *Drljević*, war ein Freund Princips und stieg, ein Holzköfferchen in der Hand, an einem Sommertag des Jahres 1912 in Sarajewo aus dem Zug. Von Agram kommend, wo sein Kumpan *Jukić* auf den Banus von Kroatien geschossen hatte, glaubte sich Drljević in Bosnien sicher. Doch die Polizei warf ein Auge auf ihn und sein Köfferchen. Sie griff zu. *„Wir machten einen guten Fang"*, beteuerte der verantwortliche Polizeichef, Baron Collas:

„Der Koffer war ausschließlich mit der Korrespondenz der Jugendvereinigungen gefüllt, welche das ganze in Kroatien, Bosnien und der Herzegowina von Belgrad gesponnene Agitationsnetz aufdeckte. Zwei Stunden nach der Verhaftung seines Besitzers unterbreitete ich den Fall dem zur Verhandlung in Sarajewo weilenden Minister für Bosnien, Herrn Bilinski.

Der Minister sah, daß auf Grund des mir vorliegenden Materials sofort einige führende Politiker hätten verhaftet werden müssen, erklärte aber gleichzeitig, daß damit auch der politische Erfolg seiner Reise, ohne den er nicht zum Kaiser zurückkehren wollte, ausgeschlossen sei. Er gab den Auftrag, die ganze Affäre im Keim zu ersticken, indem er die sofortige Freilassung des Drljević und noch dazu die weiterhin unbesehene, vollständige Rückgabe seiner Schriften verfügte."

Eigene Schuldgefühle

Der Polizeichef war Ungar und möglicherweise dem polnischen Minister nicht wohlgesinnt. Es kann auch sein, daß ihn sein Gedächtnis trog. Oder vielleicht wollte Baron Collas als Mitverantwortlicher für das Attentat 1914 — ihm war zusammen mit seinem Landsmann Dr. Gerde die Sorge für den Polizeischutz anvertraut — eigene Schuldgefühle abreagieren?

Das ist möglich, aber im Fall Drljević können wir auf subjektive Beurteilungen verzichten. Er ist in den Akten festgehalten. Eingeleitet wurde die Affäre durch ein Ersuchen der Agramer Polizei und der Verhaftung des Drljević wegen dringenden Verdachts der Organisierung von Attentaten (Wortlaut liegt vor). Die Anzeige mußte bearbeitet und damit der Fall aus der Welt geschafft werden. Das geschah durch einen bürokratischen Hexenmeister, der ausführte, Worte wie „Organisationen" und „Resolutionen", wie sie in der Korrespondenz des Drljević öfter vorkamen, seien an und für sich unverdächtig. Die Ideen, für welche die Jungen zu kämpfen und zu sterben sich bereit erklärten, bezögen sich auf kulturelle Organisationen. Da es nun unter den Jugendlichen nachweisbar solche Organisationen gebe, sei die Verteidigung Drljević' durchaus glaubhaft. Und die vorkommenden revolutionären Parolen? Das seien nur Scherze, bombastische Ausdrücke und Produkte jugendlicher Phantasie. *(„Erwägungen" der Staatsanwaltschaft Sarajewo unter Zahl 2406 ad Präs. vom 23. VI. 1912.)*

„Aus allen diesen Gründen" beantragte die Staatsanwaltschaft die *„Zurücklegung"* der Anzeige. Gezeichnet: Dr. *Simić* m. p. — Gelesen und einverstanden: Dr. *Holländer* m. p., Oberstaatsanwalt. — Genehmigt: *Shek*.

Shek war 1912 Präsidialchef der Landesregierung. Sein Vertrauensmann, *Milusić*, wurde im August 1914 „wegen großserbischer Agitation" verhaftet.

Die Genehmigung der Zurücklegung der Anzeige trägt das Datum des 23. Juni 1912.

Am 8. Juni, also zwei Wochen vorher, war der Anschlag des *Jukić* erfolgt. Die Agramer Polizei hatte den dringenden Verdacht, daß er mit Drljević in Verbindung stehe.

Am 26. Juni, drei Tage nachdem die Anzeige gegen Drljević zurückgelegt wurde, ging ein Schreiben der Verschwörer von Sarajewo nach Belgrad.

Sein Inhalt war unverfänglich.

Doch die darin genannten Namen sind ein weiterer Beweis, wie die Fäden liefen, ein Beweis, daß die Polizei in Sarajewo mit Drljević eine Schlüsselfigur der Attentatsbande des Jahres 1914 festgenommen hatte und wieder laufen ließ.

Absender des Schreibens war *Milos Pjanić*, Princips Freund. Empfänger war *Borko Jeftić*, ein anderer Freund und Mitverschworener in den Junitagen 1914.

In den Zeilen ist ferner Drljević erwähnt, der Bursche mit dem Holzkoffer, und selbstverständlich Princip.

Nebenbei wird ein gewisser Ivo

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Nr.: TA

Oskar Potiorek: wußte von der Holzkofferaffäre Photo: Archiv

genannt. Über ihn stand nur so viel: „Ivo hat die Matura einstimmig bestanden, Heil!"

Damit ist Ivo Andrić gemeint, einer der eifrigsten unter den jungen Verschwörern.

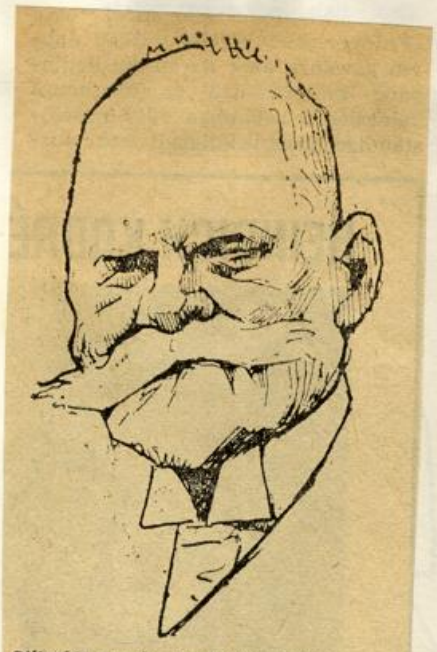
Amtlich: ein harmloser Schwärmer

Mit dem Namenszug des Oberstaatsanwaltes Dr. Holländer wurde zwei Wochen nach der Agramer „Generalprobe" für Sarajewo der radikalsten Jugendbewegung Europas die Bahn frei gegeben, wurde der Gymnasiast Drljević amtlich zum harmlosen Schwärmer erklärt — und das aus Gründen politischer Räson.

Einer politischen Räson, mit der man im alten Österreich den sich häufenden Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen versuchte. Ohne gelegentliche Rücksichtnahme, ohne Eingriffe dieser und ähnlicher Art wäre man, so die allgemeine Auffassung, elendiglich festgefahren. Österreich-Ungarn auf dem krisenreichen Entwicklungsgang vom Absolutismus zur Volldemokratie — beides für Vielvölkerstaaten denkbare Staatsformen — war in ein gefährliches Übergangsstadium geraten. Die Bande der Gemeinsamkeit lockerten sich.

Bilinski wurde übergangen

Das Walzerland an der Donau, das sich nach außen noch immer recht biedermeierlich-gemütlich zu geben verstand, entwickelte sich immer mehr zu einem Land der Unverträglichkeit. Die Unduldsamkeit der Gruppen und Grüppchen übertrug sich auf Personen und Institutionen. Kontaktmangel kann zum sozial-pathologischen Problem werden. Die letzten Jahre der Monarchie sind ein Beispiel dafür, und das Schulbeispiel ist die Reise des Thronfolgers nach Bosnien. Weil man schlecht aufeinander zu sprechen war, sprach man nicht miteinander. Statt Koordination — Disharmonie. Das kühle Verhältnis des alten Kaisers zum Thronfolger ist bekannt. Bilinski konnte Potiorek



Bilinski: wurde nicht unterrichtet
Zeichnung: „Die Muskete", Carl Josef

nicht leiden, aber auch der Thronfolger nicht Bilinski. Die kaiserliche „Kanzlei" verkehrte kaum mit der „Kanzlei" des Erzherzogs. Das wiederholt sich in hundert Variationen, von oben nach unten, bis zur Polizei in Sarajewo, die der Staatsanwaltschaft mißtraute und die Gefangenen bei sich zurückhielt. Die Verstimmung zwischen dem Erzherzog und Bilinski hatte zur Folge, daß das Finanzministerium als zuständiges Ministerium für Bosnien nicht über die Thronfolgerreise informiert wurde. Nicht aus Schlamperei — die man den Österreichern oft zu Unrecht nachsagt —, nein, in teuflischer Lust, die der Brüskierung, wie aus dem sorgsamst zusammengestellten Verteiler des Reiseprogramms hervorgeht. Bilinski war nicht zuständig und lehnte deshalb jede Verantwortung für die Katastrophe ab. In dieser Hinsicht nicht zu Unrecht. Doch drückte ihn eine andere Sorge, diese verwünschte Geschichte mit dem Holzkoffer.

Und er versuchte den General Potiorek einzuschüchtern und machte ihm handfeste Vorwürfe wegen der Verschwörertätigkeit in den Schulen. Doch dieser kannte des Ministers Achillesferse allzu genau, und er schrieb zurück:

„Ohne mit der im wesentlichen berechtigten Kritik der traurigen Verhältnisse an unseren Mittelschulen polemisieren zu wollen, möchte ich doch Eurer Exzellenz eine Unterredung ins Gedächtnis rufen, die Ende Juni 1912, als Eure Exzellenz in meinem Bürozimmer in Sarajewo weilten, stattfand. Es ging um den Fall Drljević; bei ihm wurde ein Koffer voll Korrespondenzen gefunden, welche den Indizienbeweis für den Bestand einer staatsgefährlichen Schülerorganisation erbrachten und außer Drljević weitere dreißig Schüler schwer kompromittierten ... Aus dieser Eurer Exzellenz gewiß erinnerlichen Episode geht zur Genüge hervor, daß das gemeinsame Finanzministerium, beziehungsweise Eure Exzellenz selbst, über das Bestehen von geheimen Schülerorganisationen keineswegs im unklaren war. Daß die damalige Verfügung Eurer Exzellenz auf den Eifer der politischen Behörden hinsichtlich Aufdeckung von geheimen Schülerverbindungen nicht ohne Einfluß bleiben konnte, liegt auf der Hand." (Präs. 1600 B. v. 19. IX. 1914.)

Der fehlende Eifer „hinsichtlich Aufdeckung von geheimen Schülerverbindungen" zeitigte nachhaltige Folgen: Dem Mordsonntag von Sarajewo folgten Hochverratsprozesse am laufenden Band, in der Hauptsache gegen Schüler, gegen Lehrer und Geistliche. Selbst der Landesschulinspektor, der kroatische Dichter *Alaupović*, stand vor den Richtern. Als Poeten wurden ihm mildernde Umstände zugebilligt. Die neuen Herren von 1919 belohnten seine Ahnungslosigkeit, mit der er das Ohrfeigen- und Bombentreiben der k. u. k. Zeit geduldet hatte, und ernannten ihn zum Kultusminister. Sein Kollege, der Kriegsminister der bosnischen Nationalregierung, war ein alter Freund von ihm, nämlich der frühere Direktor der Sarajewoer Handelsakademie, Doktor *Zakula*.

Stipendium für den Verschwörer

Die leidige Holzkofferaffäre fand bereits 1914 einen Abschluß. Erstens mit der Befürwortung eines Hochschulstipendiums für den braven Drljević durch die Landesregierung und zweitens mit einer mokant-höflichen Entgegnung des Ministers auf die Anzüglichkeiten des Landeschefs. Das heißt, es blieb beim Entwurf einer Entgegnung, denn Bilinski überlegte sich die Sache. Nachdem ein hoher Ministerialbeamter auf den Akt gekritzelt hatte: *„Der Brief Seiner Exzellenz Potiorek ist eigentlich ein Fehdehandschuh. Sollen wir ihn aufheben?"*, schrieb der Minister zwei Worte, zwei entscheidende Worte, auf den Entwurf: ad acta, Wien, 20. IX. 1914. *(Entwurf eines Antwortschreibens Sr. Exz. des Herrn Ministers an Se. Exzellenz den Landeschef in Sarajewo.)*

Der Entwurf für das Antwortschreiben des Ministers stammte aus der Feder seines Vertrauensmannes für bosnische Angelegenheiten, Regierungsrat Dr. *Cerović*, der gerade eine peinliche Disziplinaruntersuchung hinter sich hatte. Grund: der allzu intime Verkehr mit der serbischen Gesandtschaft in Wien und Potioreks Beschwerde. Dr. Cerović habe den serbisch-nationalen Politikern Bosniens Einblick in seine vertraulichen Berichte gewährt.

Doch das ist ein anderes Kapitel.

In der nächsten Nummer: Die ausgesperrte Polizei.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

DIE FURCHE (Wien)
Nr.: 30 TAG: 1964

Die Schuldigen und die Verantwortlichen

FRITZ WÜRTHLE

VI. Die ausgesperrte Polizei

Über einen rätselhaften Holzkoffer und seinen Inhalt berichtete die vergangene Fortsetzung unserer Sarajewo-Dokumentation.

*

Der Tag nach dem Attentat — der 29. — ist ein Tag ohne Verhöre.

Mit einer Ausnahme: die flüchtige und kurze Einvernahme des Ilić.

Ilić ist jener junge Mann, der Princip Quartier gab und bei dem nicht nur eine Menge Bücher, sonder auch — gut versteckt — Banknoten, Goldstücke und Patronen gefunden wurden.

Ilić ist 24 Jahre alt, Stipendien serbischer Vereinigungen und der bosnischen Landesregierung hatten ihm das Studium auf der Lehrerbildungsanstalt ermöglicht.

Nach kurzen Gastspielen als Lehrer, Bankangestellter, dann als Korrektor in der serbischen Lokalzeitung wurde er Journalist. Jetzt schreibt er gelegentlich Artikel, macht Übersetzungen, nennt sich Schriftsteller, lebt aber in der Hauptsache von seiner Mutter, die vor 20 Jahren ihren Mann verlor und seither ihr Geld durch Wäschewaschen verdienen mußte.

Das Geldverdienen reizte ihn nicht sehr, und zwar deshalb, weil die Landesregierung von ihm, wie er behauptete, die Studienbeihilfe zurückverlangte. Und dafür sich zu plagen hätte wohl wenig Sinn.

Princip meinte einmal über den Journalisten Ilić: „Der? Das ist ein Herr! Ein richtiger Herr!"

Vielleicht war es eine Anspielung auf das kavaliermäßige Aussehen des Journalisten — Ilić trug gerne doppelthohe Stehkragen. Vielleicht aber, und das ist wahrscheinlicher, meinte Princip, daß Ilić herrenmäßig anzuschaffen verstand.

Anzuschaffen? Wem? Jugendlichen Verschwörern? Ein Verdacht, für den noch kein Beweis vorhanden ist.

Das Verhör wird abgebrochen

Fürs erste geht es dem Untersuchungsrichter darum, festzustellen, ob die beiden, Ilić und Princip, miteinander befreundet waren.

Ilić verneint im Verhör eine diesbezügliche Frage.

Wohl kenne er den Gymnasiasten seit fünf bis sechs Jahren, doch von einer intimen Bekanntschaft könne keine Rede sein. Längere Spaziergänge hätten sie nie gemeinsam unternommen, sich kaum im Kaffeehaus getroffen, vielleicht ausnahmsweise zufällig im „Kairo". Von Princips Ideen wisse er nichts, denn er, Ilić, habe sich nie mit Politik befaßt. Als zukünftiger Lehrer habe er sich für die Höherentwicklung

des Volkes, ganz allgemein für Volksbildung interessiert. Mit wem Princip verkehrte? Auch das sei ihm unbekannt.

Kaum daß das Verhör im Gange war, wurde es auch schon abgebrochen. Der Untersuchungsrichter, ein junger Gerichtssekretär, bekam plötzlich den Auftrag, sich schleunigst ins Kreisgericht zu begeben. Wozu wohl?

Möglich, daß die wilden Demonstrationen, die dem 29. Juni das Gepräge gaben, Anlaß der Unterbrechung waren.

Wer mißtraut wem?

Was war da los? Wer mißtraute wem? Die Polizei der Staatsanwaltschaft? Oder umgekehrt? Gab es eine Amtsstelle, die, wie im Falle Drljević, Angst davor hatte, daß man zu viele Spuren hätte finden können? — Alles berechtigte Fragen. Aber Fragen ohne Antwort.

Über die Situation in Sarajewo nach dem Attentat berichteten serbische Konfidentenmeldungen, die sich auf die allgemeine Situation in Sarajewo beziehen:

„... ich sende Euch die Kundmachung des Standrechtes..."

„... eingesperrt wurden 25 Schüler aus Tuzlan und in Sarajewo 200 Schüler und Bürger zusammen."

„... als ich nach Sarajewo ging, wurde ich in der Eisenbahn viermal untersucht... dort wurde mir alle 100 Schritte mein Reiselegitimation abverlangt."

„... das Hotel Imperial wurde ganz vernichtet..."

„... das Hotel Europe des Jeftanović wurde beschädigt und devastiert."

Die Beschädigung des Hotels erfolgte bei den proösterreichischen Demonstrationen durch die moslimische und kroatische Bevölkerung, die zu Plünderungen des Pöbels ausarteten. Von serbischer Seite wurde behauptet, diese Demonstrationen hätten auf Initiative der Polizei eingesetzt, und es sei dabei zur Zerstörung von serbischen Wohnungen und Gaststätten gekommen. In der Aufstachelung der Massen habe sich die kroatisch-klerikale Tageszeitung besonders hervorgetan. Erst nachdem der Pöbel sich ausgetobt hatte, sei das Standrecht verhängt worden. Man habe mit Absicht zugewartet. Dieser Ansicht ist nicht nur der Untersuchungsrichter Pfeffer, sondern in einem ähnlichen Sinne drückt sich auch Generaloberst Baron Bolfras aus.

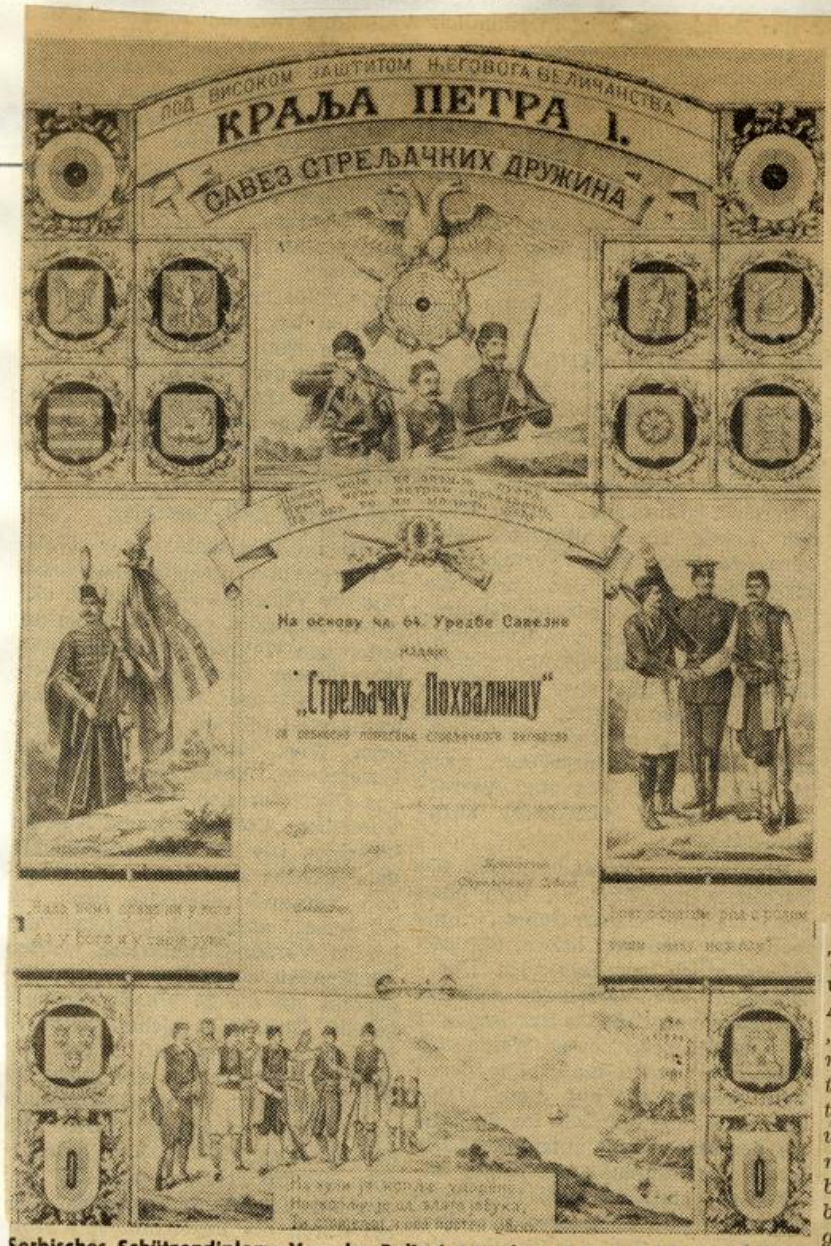
Über die Demonstrationen meldete der Landeschef Potiorek an seine übergeordnete Dienststelle, das gemeinsame Finanzministerium in Wien beziehungsweise an den Finanzminister am 30. Juni: *„Die sittliche Empörung der katholischen und muslimanischen Bevölkerung über die verruchte Mordtat artete... in bedauerliche Exzesse aus, indem die Geschäfte der Konationalen der beiden Attentäter durch jäh zusammengerottete, zahllose... Gruppen der Kroaten und Muslimanen im wahrsten Sinn des Wortes devastiert wurden. Vollzählig ausgerückte Polizei unter Gendarmerieaufgebot, ja selbst das Militär war diesem irregeleiteten Gefühlsausbruch... gegenüber geradezu ohnmächtig... daß dieselben nur durch eine verheerende Salve abzuhalten gewesen wären, welche Endmaßregel von den einzelnen Kommandanten in Voraussicht der verhängnisvollen Folgen zum Glück nicht angewendet wurde."* (Die Demonstranten sangen beim Näherrücken des Militärs die Kaiserhymne und zwangen damit die Soldaten zur „Habtachtstellung". Anm. d. Verf.) *„So wurden die Lokale der ‚Prosvjeta', des ‚Narod' und der ‚Srpska Rijec', die serbische Schule, das Café Europe, die Wohnung des Virilisten Jeftanović, die Stallungen desselben und zahl-*

Möglich aber auch, daß der Gerichtssekretär neue Informationen erhielt, so zum Beispiel, daß dieser Danilo Ilić „polizeibekannt" war und als verdächtige Person schon beim Besuch des Kaisers im Jahre 1910 hinter Schloß und Riegel verwahrt wurde. (Diesmal schienen sich solche Sicherheitsmaßnahmen zu erübrigen!)

Ferner wäre es möglich, daß die Unterbrechung mit dem seltsamen Verbot zu tun hatte, das an diesem Vormittag für die Polizei — nicht von der Polizei! — erlassen wurde. Untersuchungsrichter Pfeffer berichtet darüber: *„Senatspräsident Chmielewski teilte mir mit, daß die Polizeiorgane nachts verhörten und daß sie ihnen mit Lapsis die Wunden ausbrannten. Mir gegenüber beklagte sich weder Princip noch Čabrinović, daß sie von der Polizei gefoltert wurden, und ich habe sie nicht befragt. Ich beschwerte mich aber beim Senatspräsidenten über das Verhalten der Polizei. Damit fernerhin der Zutritt zu den Beschuldigten verhindert werde, wurde ein Losungswort ausgegeben, ohne das das Militärgefängnis nicht betreten werden durfte. Von diesem Zeitpunkt an konnte niemand ohne meine schriftliche Genehmigung und ohne Kenntnis des Losungswortes zu den Beschuldigten gelangen."*

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Nr.:



Serbisches Schützendiplom: Von der Polizei gesuchtes Instrument großserbischer und panslawistischer Propaganda...

lose Geschäfte..., ferner der serbische Klub, im wahren Sinne des Wortes, vollkommen devastiert. Plündernde Elemente wurden von den Demonstranten, unter denen sich sogar Damen der besseren Stände befanden, selbst ausgeschieden. Als bezeichnend für den Charakter der Demonstration möchte ich noch hervorheben, daß abgesehen von einigen Verletzungen leichter Natur den Serben kein Leid angetan wurde, dagegen aber durch Serben (der) Katholik... erschossen wurde, ferner... verletzt wurden. Mit der Publizierung des Standrechtes um vier Uhr nachmittags trat sofort Ruhe ein. Die Publikationen wurden überall mit Hochrufen auf Seine Majestät begrüßt...

Ich habe den Eindruck, daß die Exzesse nicht so ausgefallen wären, wenn die serbischen Radikalen nicht die unter dem unmittelbaren Eindrucke der Schandtat stehenden Katholiken und Muslimanen durch ihr zynisches, teilnahmsloses Verhalten gereizt hätten...“

Wie kam es zum Standrecht?

Wiener Blätter verlangten Auskunft, wieso es zur Verhängung des Standrechtes gekommen war, ein Tagblatt bat die Landesregierung um authentische Auskunft. Die Antwort war nichtssagend-amtlich: *„Betreffend der heutigen Ereignisse bemerken wir, daß die patriotischen Manifestationen der Kroaten und Muslims imposant waren und der großen Erregung aller Gemüter über das furchtbare Verbrechen Ausdruck gaben, aber zu bedauerlichen Ausschreitungen gegen serbische Einwohner der Stadt führten.“*

Die *„Arbeiter-Zeitung“* vom 1. Juli hielt sich nicht zurück, sie meinte, wenn die Polizei zeitgerecht eingegriffen hätte, wäre es überhaupt zu keinen Gewalttätigkeiten und Verwüstungen gekommen, hörten sie doch sofort auf, als abgepfiffen wurde. Wörtlich schreibt das Blatt: *„Aber die Herrschaften in Sarajewo, die um ihre Pöstchen zittern, weil unzweifelhaft ihre Kopflosigkeit an dem ganzen Gelingen des zweiten Attentates die Hauptschuld hat, brauchten eine möglichst eindringliche Demonstration der patriotischen Gesinnungen, um ihre politischen Verwaltungsergebnisse in ein besseres Licht zu setzen. Darum wurden zuerst beide Augen zugekniffen und bald war es dann zu spät.“*

Zusammen sechs

Der General-Landeschef wurde immer ungeduldiger, Potiorek wollte endlich Untersuchungsergebnisse, er drängte, begreiflicherweise.

Endlich, nach drei Tagen, konnte er ein weiteres Resultat nach Wien depeschieren:

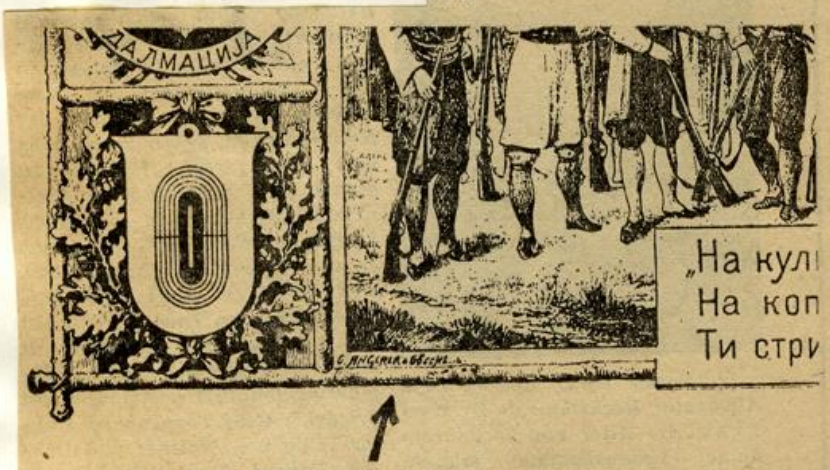
„Es wurde erhoben, daß die beiden Attentäter in Begleitung eines dritten jungen Mannes von Belgrad nach Tuzla gekommen sind. Diese dritte Person dürfte ein gewisser Grabež aus Pale bei Sarajewo sein. Er ist ebenfalls Serbe und Präparandist. (Grabež war Gymnasiast, nicht Schüler der Lehrerbildungsanstalt. Anm. des Verf.) Nachdem er gestern in Pale nicht zu finden war ... wurde er soeben in Praca verhaftet."

Auf die Spur des Grabež brachte der Schriftsetzer Čabrinović das Gericht.

Der 16jährige Grabež hatte bereits von sich reden gemacht; er galt unter den serbischen Mittelschülern Bosniens als Aktivist und, weil er den Professor Truhelka geohrfeigt hatte, als Retter der nationalen Ehre.

Daraufhin war Grabež nach einer kleinen Strafe außer Landes gegangen, nach Belgrad natürlich.

Von dort schrieb er Briefe, in denen er der Hoffnung Ausdruck gegeben hatte, „bald von den Offenbarungen unserer verzauberten Seele zu hören". Das sollte eine Anspielung auf Krawalle und Revolten sein.



...hergestellt in der Hauptstadt der Donaumonarchie

Princip hielt viel von Grabež; er nannte ihn einen guten Menschen und „eine edle Seele".

Als Čabrinović Grabež angab, nahm er vielleicht an, daß der Dritte in ihrem Bund geflüchtet und bereits über alle Berge sei.

Vielleicht dachte er so, vielleicht auch nicht. Denn über Ilić, den verhafteten Herrenmenschen, schwätzte Čabrinović in seiner Art ebenfalls einige nicht uninteressante Einzelheiten aus. Die Angaben über Ilić widerrief er nicht; zum Unterschied von jenen Angaben, die er bei der Polizei über den städtischen Angestellten Pusara gemacht hatte. Über das „Signal" aus Bosnien meinte Čabrinović im Verhör, wahrscheinlich werde Princip den Grabež über den Inhalt der Zeitungsnotiz informiert haben, „denn sie waren intime Freunde".

Und drei bis vier Tage nachher sei es dem Čabrinović bereits klar gewesen, „daß Grabež denselben Gedanken hatte".

Morden — umschrieben

„Denselben Gedanken", so umschrieben die jungen Verschwörer gern das Wort Mord, das man doch nicht immer und überall aussprechen konnte. Čabrinović gab dann weiter zu Protokoll,

daß Grabež mit ihnen von Belgrad nach Sarajewo reiste, und zwar bestiegen sie am Tage Christi Himmelfahrt um 7 Uhr das Schiff, fuhren (saveaufwärts) nach Šabac, die Bomben im Gürtel, die Revolver in der Tasche. An Geld hatten sie beiläufig 200 Kronen bei sich;

in Loznica, wohin sie am nächsten Morgen weitergereist waren, trennten sie sich;

Čabrinović ging bei Zwornik über die österreichisch-ungarische Grenze, die Ausweiskontrolle passierte er mit dem Paß des Grabež, den er an sich genommen hatte;

die beiden anderen gingen von Loznica aus auf Schmuggelwegen über die Grenze nach Tuzla (Salzgewinnung, Zwetschkenhandel, Verschwörergymnasium).

Čabrinović war zwei Tage vor ihnen in der kleinen Kreisstadt. Gemeinsam, zu dritt, fuhren sie dann mit der Bahn von Tuzla nach Sarajewo.

Und die Waffen?

Čabrinović: *„Die Waffen hatten die beiden mir abgenommen, in Tuzla erkundigte ich mich nach ihnen. Princip aber sagte zu mir: ‚Kümmere du dich nicht darum.' Sie verrieten mir auch nicht, wo sie die Waffen deponierten — sie hatten nicht genügend Vertrauen zu mir — meinten, ich sei nicht ernsthaft, denn schon in Loznica stritten wir uns."*

Damit sprach er die Wahrheit, der Witzbold Čabrinović ging seinen Freunden öfters auf die Nerven.

Im ganzen währte ihre Reise fünf bis sechs Tage.

In der kommenden Nummer lesen Sie: Kriminalreferent contra Untersuchungsrichter.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

DIE FURCHE (Wien)
Nr.: 31 TAG: 1964

Die Schuldigen und die Verantwortlichen

FRITZ WÜRTHLE
VII. Kriminalreferent kontra Untersuchungsrichter

Mit den Straßendemonstrationen nach dem Anschlag und dem Fortschreiten der Untersuchung beschäftigte sich die letzte Fortsetzung.

Mühsam schleppt sich das Verhör: In Sarajewo dann traf Princip Čabrinović, um nicht aufzufallen, nur auf der Straße, meist am Kai. Čabrinović: *„Princip erzählte mir einmal, daß er bei Ilić wohne. Am Abend vor dem Attentat traf ich ihn beim Schillereck gegen 9 Uhr; er zeigte mir dann die Stelle, wo ich die Bombe zu werfen hatte, und zwar gegenüber der österreichisch-ungarischen Bank."*

Dann instruierte Princip den Čabrinović, wo er selbst stehen werde und über die Tatsache, daß zwischen seinem Standplatz und dem Rathaus zwei andere Attentäter lauern würden und weiter unten wieder zwei, zusammen also sechs.

Čabrinović: *„Ich sollte aber trotzdem die erste Bombe werfen, worauf die anderen von oben und unten her anstürmen würden, um eine Panik hervorzurufen, damit wir womöglich entfliehen könnten..."*

„Am Abend gab mir Princip noch Zyankali... dann bestellte er mich für den nächsten Morgen in die Konditorei Vlajnic, wo ich meine Bombe in Empfang nehmen sollte.

Dort fand ich dann Grabež mit Danilo Ilić;

nachdem ich drei Kuchen gegessen hatte, kam Princip zu uns ins rückwärtige Zimmer und übergab mir meine Bombe;

in meiner Gegenwart gab er weder Grabež noch Ilić Waffen;

als ich meine Bombe bekam, konnte Ilić das sehen;

ob er es tatsächlich gesehen hat, weiß ich nicht."

Die Stunden vor der Tat

Über die Herkunft der Waffen blieb Čabrinović bei seiner ersten Aussage, der Schreiber Cigo hätte sie ihnen ausgefolgt. Zur Zeit des Balkankrieges (1912, 1913) wäre er Komitadschiführer gewesen, seit damals sei er im Besitz von Bomben, 80 Stück. Er dürfte sie damals von der Narodna Odbrana erhalten haben.

Und was geschah in den Stunden

vor der Tat?

das Wort „spazierengehen“ gebraucht.

Wie hätte das auch ausgesehen, wenn dort gestanden wäre: Princip ging mit dem Svara, dem Sohn des Staatsanwaltes, die Strecke ab?

Wo war Ilić?

„Er stand mir gegenüber, an der Stelle, wo ich die Bombe warf, mitten unter den Leuten.“

Warum er, Čabrinović, sich nicht vergiftet habe?

„Nach der Tat nahm ich zwei oder drei Stückchen Zyankali in den Mund. Ich konnte sie jedoch nicht

K. u. K. Militärstrafanstalts Spital in Möllersdorf

Todesanzeige.

Kommando, Truppenkörper od. Heeresanst.	K. u. K. Militärstrafanstalt in Möllersdorf
Unterabteilung	
Charge	Kerkersträfling I. Kategorie.
Vor- und Zuname	Mitar Kerović.
Todesursache	II-15 Lungentuberkulose
Tag und Stunde des Ablebens	am 1. Oktober 1916 um 3¼ Uhr nachm.
Tag der Beerdigung	am 3./10. 1916 um 1 Uhr nachm.
Der Kondukt ist stellig zu machen	um -/ Uhr -/. Min. vor

Anmerkung: Die Angehörigen des Verstorbenen wollen direkt verständigt werden.

Möllersdorf, am 1. Oktober 1916.

[Unterschrift]
Spitalskommandant.

An das Kommando der K. u. K. Militärstrafanstalt in Möllersdorf

in

Lag.-Nr. 281. N-13, II. Tl. Beil. 18. — C. Ueberreuter'sche Buchdruckerei (M. Salzer) in Wien.

... und einsames langes Sterben der Verschwörer: Todesursache Knochentuberkulose

„Da ging ich auf und ab, und zwar vom Zirkusplatz (wo sich Čabrinović noch schnell photographieren ließ) zum Rathaus. Unweit davor sah ich den Grabež, der ebenfalls auf und ab ging, allein. Am Kai begegnete ich zwei- bis dreimal dem Princip, der mit dem Sohn des Svara spazierenging.“

Im Protokoll wird tatsächlich

sofort hinunterschlucken. Als ich in die Miljacka sprang, trank ich Wasser, um das Zyankali zu schlucken, das mir zwischen den Zähnen stecken geblieben war.“

Von sich selbst und seinen Verhältnissen sprach der Schriftsetzer nicht ungern; er erzählte, am Abend vor der Tat habe er seiner Großmutter 20 Kronen geschenkt,

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN

Nr.:

K. U. K. GARNISONS-ARREST

5b

Amtlich bestätigte Gesundheit...

seiner Schwester Jovanka fünf, dann habe er sich versteckt und bitterlich geweint, „die Schwestern taten mir leid".

Der Mutter habe er noch seine Uhr — ein Geschenk des Vaters — übergeben, obwohl er an diesem Abend auf seine Eltern „etwas böse" war. Nicht nur, daß der alte Čabrinović die Absicht hatte, sein Haus zum Empfang des Thronfolgers zu beflaggen, nein, er wollte sogar zwei Fahnen hinaushängen, zur serbischen Trikolore die schwarzgelbe Fahne des Kaisers. Auf die Vorwürfe des Sohnes habe der Vater geantwortet, er lebe unter dem Kaiser Franz Joseph. Er ehre ihn, und wenn es ihm nicht passe, ja, dann könne er sich einen besseren Platz suchen.

Der alte Čabrinović begann das ganze Haus zu durchsuchen, aber er konnte die Fahne nicht finden. Der Zorn übermannte ihn. Schließlich beschimpfte er seine Frau. Das erst bewog den jungen Čabrinović, das Versteck der Fahne zu verraten. Er hatte es sich überlegt; angesichts des geplanten Attentats, dachte er, sei es doch eigentlich besser, „wenn der Vater die kaiserliche Fahne aussteckt. Wenigstens werde man ihn nicht verdächtigen".

Zu einer Fahnenaffäre, die die nationalen Leidenschaften aufputschte, war es schon vor dem Besuch des Thronfolgerpaares gekommen. Ausgelöst wurde sie durch einen Artikel der kroatischen Tageszeitung in Sarajewo. Sie schrieb empört: Ein „sehr hoher Herr" hätte, als er neben den österreichischen, den ungarischen, den kaiserlichen (schwarzgelben), den bosnischen auch noch die serbischen und kroatischen Fahnen erblickte, geschrien: *„Herunter damit! Ich kenne weder Kroaten noch Serben; nur Bosnier, Österreicher und Ungarn."*

Die serbische Tageszeitung ging sogar noch einen Schritt weiter; sie nannte den „sehr hohen Herrn": Oskar Potiorek.

Die Staatsanwaltschaft schritt ein und konfiszierte das Blatt.

Denn seit Einführung der serbisch-orthodoxen Autonomie im Jahre 1905 waren die Farben der serbischen Trikolore (die kroatische schon immer) nicht nur bei kirchlichen Fahnen, sondern auch als nationales Symbol erlaubt.

Und am 28. Juni sah man in Sarajewo neben allen anderen Fahnen auch serbische.

Sie hingen, wie dynastietreue Serben zu verstehen gaben, zu Ehren des hohen Gästepaares.

Aber die über die Grenze „ins Nachbarland schielenden Serben" waren anderer Meinung.

Sie wieder behaupteten, ihre Fahnen hingen wegen des Vidovdan, zu Ehren des Milos Obilić, der nach der Schlacht am Amselfeld den Sultan Murad erstochen hatte.

Geständnisse ohne Zwang

Der Gerichtssekretär Leon Pfeffer von der Sarajewoer Staatsanwaltschaft verzichtete bei allen Verhören auf Gegenüberstellungen.

Aus Prinzip, wie er ausführte.

Ausnahmen ließ er zu, doch nur auf ausdrücklichen Wunsch des Beschuldigten, zum Beispiel die Konfrontationen mit Ilić und Grabež auf Princips Verlangen.

Sonst glaubte Pfeffer bei seinen Erhebungsarbeiten auf derartige Kriminalmethoden gänzlich verzichten zu können.

Als Begründung gab er an, daß ihm Zeugen „wenigstens für die hauptsächlichen Tatsachen" nicht zur Verfügung standen. Er war allein auf Geständnisse angewiesen. Deshalb habe er den Beschuldigten niemals widersprechende Aussagen vorgehalten. Nur durch „von selbst, ohne Zwang" abgegebene Geständnisse glaubte sich Pfeffer von der Wahrheit überzeugen zu können.

Schon damals habe er vorausgesehen, schrieb er später, daß seine Untersuchungsarbeit einmal zur Sprache kommen würde, daher hätte er sie „reiflich überlegt und im höchsten Maß objektiv" geführt.

Beim Studium der Prozeßsituation und des Aktenmaterials kann man sich aber des Eindrucks nicht erwehren, der arme Pfeffer habe sich nicht durchsetzen können.

Das ist eine Vermutung.

Vielleicht aber hatte er gar nicht die Absicht, sich durchzusetzen.

Nur ein kleiner Beamter

Vielleicht erfüllte er nur seine Pflicht, recht und schlecht. War Pfeffer nicht ein kleiner, um seine Existenz besorgter Beamter?

Der noch nicht lange in Sarajewo lebende Gerichtssekretär dürfte von anderen Herren, die selbst in diesem Hexenkessel nicht aktiv werden wollten, nur vorgeschoben worden sein.

Seiner Nationalität nach war Pfeffer Kroate und seiner letzten Verwendung nach Untersuchungsrichter in Presseangelegenheiten. Wahrscheinlich sei es diese Funktion gewesen, der er die Betrauung mit der Monsteruntersuchung gegen Princip und Genossen zu verdanken hatte, so meinte er selbst.

Mit den großen politischen Zusammenhängen dürfte Pfeffer kaum vertraut gewesen sein. Noch weniger mit der Organisation politischer Verschwörerbanden. (*„Von der ‚Schwarzen Hand' habe ich kaum etwas gewußt."*)

Woher sollte er auch Erfahrungen in großen Untersuchungen haben?

Ihm stand kein Stab geschulter Kriminalisten zu Verfügung.

Und nun das Ärgste: Pfeffer war im Gegensatz zur Polizei, die ihre eigenen Wege ging, und stand, wie er selbst sagte, auf Kriegsfuß mit der österreichischen Behörde, *„denn es hatten sich bei der Untersuchung Tatsachen herausgestellt, die den damaligen maßgebenden Kreisen nicht erwünscht waren"*.

„Dies war", fährt Pfeffer fort, *„der Grund, daß meine Gehilfen und der Richter, welcher das Urteil fällte, hohe Auszeichnungen erhielten, während ich nur das Kriegskreuz für Zivilisten bekam, welches auch der letzte Diurnist* (Taglohnschreiber) *erhielt."*

Jene maßgebenden Kreise, über die der Untersuchungsrichter Klage führte, wollten ihn sogar absetzen. Was war der Grund? Seine unzulänglich-fragwürdigen Methoden? Angst vor Enthüllungen? War er bockig? Sah er vielleicht nicht ein, daß manchmal Vertuschungen dazugehören?

Pfeffer: *„Der Oberstaatsanwalt Holländer, der Präsidialchef der Landesregierung, Collas, der Regierungskommissär Gerde und zwei ungarische Detektive hatten mich in Wien verklagt und meinen Austausch beantragt."*

Dazu kam es aber nicht, angeblich deshalb, weil Pfeffer bei Grabež und Ilić doch noch „schöne Geständnisse" erzielen konnte.

„200 werden an die Wand gestellt"

Im Verschwörerkreis wird allerdings das Geständnis des Ilić und damit der Verrat der zweiten, der Sarajewoer Troika einem Bluff des Kriminalreferenten *Ivasiuk* zugeschrieben, der sich als Photograph ins Gefängnis begeben haben soll und nebenher, aber so, daß Ilić es hören konnte, zu seinem Gehilfen bemerkte: *„Es macht nichts, daß sie alle nicht gestehen, dafür werden 200 angesehene serbische Bürger an die Wand gestellt."*

Eines ist so gut wie sicher, nämlich, daß die Polizei dem Untersuchungsrichter Gefangene eine Zeitlang vorenthielt, zum Beispiel den Gymnasiasten *Grabež*.

Das war der dritte Mann der Belgrader Troika, ein intimer und ernster Freund des Princip.

Anfangs hatte Princip gar „nicht die Absicht", den Grabež „in den Anschlag zu verwickeln". Er wollte seinen Freund schonen, denn er, Grabež, sei „eine edle Seele und ein bescheidener Mensch".

Aber dem Grabež wäre das nicht recht gewesen; er trug sich von selbst an, am Attentat mitzuwirken. Vor Gericht bekannte er seine Mordabsicht. Der halbwüchsige Gymnasiast belastete sich damit selbst; er hätte es nicht verwunden, von seinen Kameraden für feige gehalten zu werden.

Seine Aufgabe wäre es gewesen, durch einen Bombenwurf die Zuschauer zu verwirren. Als es soweit war, stand er am falschen Platz, und diese Störaktion unterblieb. Im Prozeß, es ging bereits um Kopf und Kragen, erwiderte Grabež auf die Frage des Vorsitzenden, „ob er im Falle, daß der gottselige Ferdinand zur Lateinerbrücke zurückgekehrt wäre, auch noch entschlossen war, das Attentat auszuführen", eindeutig mit „Ja".

Nach Princips Schüssen machte er sich aus dem Staub, lief zu einem Verwandten, versteckte in dessen Haus, und zwar im Klosett, seine Bombe, die Pistole unter dem Dach, besichtigte dann den Tatort des Cabrinović und die Sprengwirkung seiner Bombe, übernachtete bei seinem Onkel, dem serbisch-nationalen Landtagsabgeordneten Gavro Gasič, orthodoxer Erzpriester, Referent im kirchlichen Obergericht, Mitglied des Kirchengerichtes.

Am nächsten Morgen fuhr Grabež, der dritte Mann, nach Hause in die Sommerfrische Pale, wo sein Vater Pfarrer war.

Vom Tod der Herzogin erfuhr er aus der Zeitung.

Dort, in Pale, einem vielbesuchten Ausflugsort der Sarajewoer, war es ihm nicht geheuer; er floh; auf der Fahrt zur Grenze wurde er dann in Praca von Gendarmen angehalten und nach Sarajewo gebracht.

Der Irrtum des Grabež

Noch in der Haft rechnete Grabež noch immer damit, es könne ihm nicht viel passieren. Aus der Tatsache, daß man ihn „drangsalierte", schloß er, daß kein belastendes Material, „keine Fakten", gegen ihn vorhanden wären.

Das war ein Irrtum.

Lesen Sie in der nächsten Nummer: „Gentlemanverhöre" und Gegenüberstellungen.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

DIE FURCHE (Wien)
Nr.: 32 TAG: 1964

Die Schuldigen und die Verantwortlichen

VIII. „Gentlemanverhöre" und Gegenüberstellungen

FRITZ WÜRTHLE

Über die einander widersprechenden Untersuchungsmethoden von Kriminalreferent und Untersuchungsrichter berichteten wir in der letzten Fortsetzung dieser Serie.

Der Ausdruck „drangsalieren" wird im Verhandlungsprotokoll gebraucht. Was Grabež darunter verstand, schilderte er einige Monate später, am 28. Oktober 1914, gleich nach der Urteilsverkündung, in einem Brief an den Vater. Das Schreiben sei hier mit allem Vorbehalt wiedergegeben:

„Lieber Papa!

... Ich habe so viel Pein erlitten (nicht nur ich, sondern alle meine Kameraden) als Sterne von Osten bis Westen am Himmel stehen, so wie es Ovid in seinem Epos sagt. Jenen Abend, als sie mich mit Ruga gefesselt ins Polizeigefängnis überstellten ... man hat mich eine halbe Nacht befragt, der Regierungskommissär Gerde und der Baron Collas ... nachdem sie aber nichts erfuhren, überstellten sie mich in das Grüne Zimmer der ungarischen Spitzel. Die Quälereien waren entsetzlich. Sie haben uns den Brustkorb mit einer Maschine zusammengeschnürt, wodurch wir schreckliche Schmerzen erlitten. Das Niederhocken auf einem Faß ist noch ärger gewesen. Das Faß war mit Zement gefüllt und wir hätten am Rand knien sollen. Da es aber unmöglich war, das Gleichgewicht zu halten, mußten wir stürzen. Der Staub würgte uns, und man schlug uns, aber nur so weit, daß wir nicht in Ohnmacht fielen. Von diesen Qualen würde man gerne in einen Traum hinüberschlummern ...

... als größter Hund aber hat sich ein Muselmann erwiesen ... Er sagte, ich hätte unsere Paljaner zum Aufstand aufgewiegelt ...

... es freut mich, daß ich eine Person davor bewahren konnte. An dem Ort, wohin ich gestellt wurde, konnte ich das Attentat nicht ausführen, weil viele unserer Leute umgekommen wären, die in Ferdinands Nähe standen. Die Hauptsache aber ist, daß die Sache ausgeführt worden ist. Und daß jener umgekommen ist, der dem serbischen Volk viel Böses angetan hätte. Du wirst wahrscheinlich gehört haben, daß ich zu 20 Jahren verurteilt wurde; was ist das schon, da wir drei uns ja entschlossen haben, unser Leben dem Wohl Bosniens und Serbiens zu opfern ..."

Im Sicherheitsbüro des Regierungskommissärs Dr. Gerde arbeitete der Regierungskonzipist Wladimir Glück, ein Pole. Er gibt an, daß der Präsidialchef der Landesregierung, Baron Collas, persönlich Beschuldigte vernahm, und zwar zusammen mit dem Regierungskommissär Gerde. Glück gebraucht dafür das Wort „Gentlemanverhöre".

Erst wenn die erfolglos blieben, und das war meistens der Fall, dann trat die Polizei in Aktion.

Höchst anerkennende Worte

Auf die ersten Resultate der gerichtlichen Voruntersuchung nimmt bereits am 2. Juli ein allerhöchstes Handschreiben an Kaiser Wilhelm II. Bezug:

„Das gegen meinen armen Neffen verübte Attentat ist die direkte Folge der von den russischen und serbischen Panslawisten betriebenen Agitation, deren einziges Ziel die Schwächung des Dreibundes und die Zertrümmerung meines Reiches ist.

Nach allen bisherigen Erhebungen hat es sich in Sarajewo nicht um die Bluttat eines einzelnen, sondern um ein wohlorganisiertes Komplott gehandelt, dessen Fäden nach Belgrad reichen, und wenn es auch vermutlich unmöglich sein wird, die Komplizität der serbischen Regierung nachzuweisen, so kann man wohl nicht im Zweifel darüber sein, daß ihre auf die Vereinigung aller Südslawen unter serbischer Flagge gerichtete Politik solche Verbrechen fördert und daß die Andauer dieses Zustandes eine dauernde Gefahr für mein Haus und meine Länder bildet."

Das Schreiben des 84jährigen Monarchen (und die Beilage) ist den politischen Sorgen des Ballhausplatzes, im speziellen der zweideutigen Haltung Rumäniens, gewidmet. Es heißt darin ferner, das Bestreben der Regierung müsse in Hinkunft auf die Isolierung und Verkleinerung Serbiens gerichtet sein, und endet mit den Worten:

„Auch Du wirst nach dem jüngsten furchtbaren Geschehen in Bosnien die Überzeugung haben, daß an eine Versöhnung des Gegensatzes, welcher Serbien von uns trennt, nicht mehr zu denken ist und daß die erhaltende Friedenspolitik aller europäischen Mächte bedroht sein wird, solange dieser Herd von verbrecherischer Agitation in Belgrad ungestraft fortlebt."

Am gleichen Tag — oder am Abend zuvor — hatte der Generallandeschef Oskar Potiorek von seinem zivilen Chef, dem gemeinsamen Finanzminister Bilinski (als kommandierender General unterstand Potiorek dem Kriegsministerium), eine telegraphische Botschaft erhalten. Sie mag ihn in trüben Stunden — in der Öffentlichkeit scharf kritisiert, erlebte er ihrer jetzt viele — ein wenig getröstet haben.

„Ich habe mich gestern bei Seiner Majestät zur Audienz gemeldet, um Allerhöchstdemselben über die neugeschaffene Lage in Bosnien-Herzegowina Bericht zu erstatten. Seine Majestät, Allerhöchstwelche sich Gottlob sehr wohl befinden, haben meine Ausführungen allergnädigst zu genehmigen und auch bei dieser Gelegenheit über Euerer Exzellenz Person höchst anerkennende Worte auszusprechen geruht...

Euere Exzellenz befinden sich mitten in der schwersten Krise, welche Sie mit bewunderungswürdiger Ruhe und Überlegenheit zu bewältigen trachten."

...alles zu gestehen

Der 2. Juli brachte auch für den Untersuchungsrichter Pfeffer eine Überraschung: Gavrilo Princip erklärte sich bereit, *alles* zu gestehen, „alles ganz genau zu erzählen und die Schuldigen zu nennen, damit nicht Unschuldige leiden, denn wir Schuldigen waren ohnehin bereit, in den Tod zu gehen".

Der Attentäter stellte jedoch seine Bedingungen.

Er verlangte nämlich, konfrontiert zu werden, und zwar mit dem Gymnasiasten Trifko Grabež und dem Journalisten Danilo Ilič (dem „Herrn"). Er wollte ihnen nur *zwei* bis *drei* Worte sagen, andernfalls, so drohte er, werde er nichts bekennen, „selbst dann nicht, wenn sie mich erschlagen".

Pfeffer hielt es für richtig, auf den Vorschlag einzugehen; warum, begründete er in einem Vermerk:

„Nachdem es erfolglos ist, den Verdächtigen (!) zu veranlassen, daß er vor Erfüllung seines Verlangens aussage, und nachdem Grabež noch nicht in dieses Gefängnis abgegeben wurde, wird das Verhör bis zur Einlieferung des Grabež abgebrochen."

Grabež war schon am 29. oder 30. festgenommen worden; er war geflohen, in Richtung Serbien.

Dann blieb er eine Zeitlang im Gewahrsam der Polizei!

Pfeffer behauptete sogar, er wäre von der Festnahme überhaupt nicht verständigt worden. Mit Absicht. Ferner hätte die Polizei...

Darüber allerdings später mehr...

Um elf Uhr hatte Princip seine Bedingung gestellt; um zwei Uhr war es dann soweit und Grabež herbeigeschafft. Die beiden wurden dann in einer Entfernung von acht Metern einander gegenübergestellt.

Princip zu Grabež: *„Bekenne alles, wie wir die Bomben bekommen haben, wie wir gereist sind und in welcher Gesellschaft wir waren, damit gerechte Leute nicht zu Schaden kommen."*

Zu Ilić sagte Princip: *„Nachdem das Gericht viel erfahren hat und damit wir Unschuldige retten, ist es notwendig, daß du alles sagst, wem du die Waffen verteilt hast und wo sich die Waffen befinden."*

Die Aufforderung an die Kumpane, *alles* zu bekennen, wie war sie zu verstehen? Alles, das bezog sich wohl allein auf das, was Princip den „zwei bis drei Worten" hinzu-

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Nr.:

fügte, bei dem einen „wie wir gereist sind", bei dem andern „wem du die Waffen verteilt hast"...

Das läßt sich aus Princips eigenem Verhalten schließen.

Er dachte nicht daran, ein umfassendes Geständnis abzulegen.

Er sagte prinzipiell nur das aus, was die Situation erforderte.

Mußte er aber eine Position aufgeben, dann gab er freimütig alles zu, was mit ihr zusammenhing.

Die erste „Troika", die Belgrader Troika — Princip, Čabrinović, Grabež — war aufgeflogen. Über sie konnte offen gesprochen werden.

Und über Ilić?

Was spielte er für eine Rolle?

Gab es eine zweite Troika?

Und war er ihr Führer?

Der Untersuchungsrichter hat Angst um sich und seine Familie

Die Arbeitsleistung des Untersuchungsrichters war enorm. 25 Beschuldigte, die er zum Großteil selbst einvernahm, geben zu schaffen. Doch die Spur nach Belgrad, die Spur in die Zentrale der „Schwarzen Hand", die aufzunehmen und weiter zu verfolgen selbstverständlich gewesen wäre, das Um und Auf der Untersuchung, beachtete er kaum. Pfeffer hatte, wie er selbst sagt, Angst. Er fürchtete für sich und seine Familie. Das veranlaßte ihn, Frau und Tochter an einem anderen Ort unterzubringen und die Landesregierung um persönlichen Polizeischutz zu bitten. Durch Beistellung eines ständigen Begleiters in der Person des Detektivs *Ludwig Läpple* erfüllte man seinen Wunsch.

In den Nachkriegsjahren trat Pfeffer mit Veröffentlichungen hervor, in denen er gegen seine österreichischen Vorgesetzten Vorwürfe erhob, darunter sogar den, daß sie von ihm verlangt hätten, er solle Beweise für die Belgrader Mitschuld herbeischaffen.

Er aber wäre festgeblieben und hätte das nicht getan.

Hat er aber nicht gerade dadurch seine Amtspflicht verletzt?

Eine ungenützte Chance

In der vertraulichen Zirkularnote der serbischen Regierung vom 3. Juli an die Vertretungen im Ausland hieß es: *„...allen Versionen, als ob die Bluttat von Sarajewo mit Belgrad in irgendeinem Zusammenhang stehe und von da aus inspiriert worden wäre, (ist) kategorisch entgegenzutreten. Es liegt nicht der Schatten eines Beweises dafür vor, daß irgendwelche politische Faktoren in Belgrad oder Serbien dabei die Hände im Spiel gehabt hätten."*

Der k. u. k. Untersuchungsrichter beim Kreisgericht Sarajewo macht sich die amtliche serbische Auffassung zu eigen. Und das, obwohl sich schon am 4. Juli der Schatten eines Beweises zu einer deutlichen Spur nach Belgrad verdichtet. Die Chance, in Kürze konkrete Beweise, auf die alle Welt mit höchster Spannung wartet, auf den Tisch legen zu können, wurde in keiner Weise genutzt.

„Vor dem Attentat in Sarajewo war ich beim Kreisgericht Untersuchungsrichter in Presseangelegenheiten. Ich denke, daß mir deshalb auch die Untersuchung über das Attentat übertragen worden ist. Ein Jahr nach dem Attentat wurde ich zum Staatsanwalt in Sarajewo ernannt. Gleich nach dem Umsturz (1918) bin ich über mein Ansuchen pensioniert worden. Heute bin ich nebst meiner Pension gut situiert und unabhängig... Dies bemerke ich aus dem Grund, damit man nicht denken möge, daß ich diese Erklärung abgebe, weil ich dazu überredet wurde oder um mich einzuschmeicheln. Vor allem muß ich hervorheben, daß ich als intelligenter Mensch mir vollkommen über die Bedeutung der Untersuchung anläßlich des Attentats von Sarajewo bewußt war. Es stellten sich im Laufe der Untersuchung Tatsachen heraus, die den damaligen maßgebenden Kreisen nicht erwünscht waren. Da ich im Laufe der Untersuchung über die hauptsächlichsten Tatsachen keine Zeugen zur Verfügung hatte, war ich auf die Geständnisse der Beschuldigten selbst angewiesen. Aus diesem Grund habe ich die Beschuldigten niemals konfrontiert und habe ihnen auch nicht die gegenwärtigen Aussagen vorgehalten, denn nur infolge der Geständnisse jedes einzelnen, die von selbst, ohne Zwang, abge-

Die Anzahl der Verhöre der Hauptbeschuldigten in der Zeit vom 28. Juni bis 28. Juli 1914

	JUNI			JULI																											
	28	29	30	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27
Princip	2				2	2				1												1		1		1	1	1		
Cabrinović	1			1		1									1	3	2							2				1		
Grabez					1			1	1			2	1					1	2	2			1			1				
Ilić		1	1		1		1									1											1			

Wiesner berichtet nach Wien

Grabez verrät Tankosić

Note an Belgrad

Serbische Antwortnote Abbruch d. Beziehungen

geben wurden, habe ich mich von der Wahrheit der Tatsachen überzeugen können."

Trotz aller Beteuerungen ist man versucht, zu glauben, Pfeffer wäre es im Jahre 1926 — als er dies schrieb — nur darum zu tun gewesen, sich bei den neuen Herren, von denen er eine Pension bezog, liebkind zu machen und so zu tun, als habe er in der österreichischen Zeit, da sein Herz bereits für die andere Seite schlug, seine Amtspflicht nur widerwillig erfüllt. Ja, noch mehr, sein Entgegenkommen wäre so weit gegangen, daß er es vermieden habe, die Beschuldigten durch Vorhalten widersprechender Zeugenaussagen aus dem Konzept zu bringen.

Diese Vermutung wäre falsch. Eine Nachprüfung der bisher nicht zugänglichen Untersuchungsprotokolle ergibt einen sensationellen und erschreckenden Sachverhalt:

Pfeffers Schilderung aus dem Jahre 1926 ist nicht entstellt, auch nicht übertrieben; sie stimmt in allen Einzelheiten mit seiner Inquisitionspraxis des Jahres 1914 überein. Pedantisch hält er sich an seine Theorie und vermeidet daher alle Vorhaltungen und Konfrontationen. Ab und zu, höchst selten, ließ er eine Ausnahme zu, doch nur auf ausdrücklichen Wunsch des Beschuldigten Princip!

Das „schöne Geständnis"

In den ersten Tagen der Untersuchung unternahmen Oberstaatsanwalt Dr. Holländer, Baron Collas, Dr. Gerde und zwei ungarische Detektive Schritte, um ihn abzusetzen. Sie verklagten ihn in Wien und beantragten seinen Austausch. Doch das „schöne" Geständnis des Danilo Ilić bewirkte sein Bleiben auf dem Posten des Untersuchungsrichters:

Von Ilić hörte der Untersuchungsrichter zum ersten Male, ein „Reichsserbe", ein im aktiven Dienst der königlichen Armee stehender Major, habe, die Mordabsicht gutheißend, den Eisenbahnbeamten *Milan Ciganović* beauftragt, die Attentäter mit Waffen zu versorgen. Er verriet auch seinen Namen: *Vojin Tankosić*. Das war ein bekannter Bandenführer, seit dem Balkankrieg Idol der serbischen Jugend — in Agramer Schülerzeitungen durch Gedichte verherrlicht und auf Ansichtskarten verewigt.

Ein aktiver, namentlich genannter Major der serbischen Armee, das war der Hinweis, der konkrete Anhaltspunkt; hier hatte der Hebel der Nachforschungen anzusetzen. Jetzt würde es, so stellt sich der Laie vor, dem armen Ilić schlecht ergehen; nun würde ihm wohl der Untersuchungsrichter Tag und Nacht keine Ruhe mehr lassen.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Nr.: TAG:

Sektionsrat Wiesner berichtet

Tag und Nacht? Pfeffer gönnte dem geständnisfreudigen Journalisten, von dem er selbst sagte, er wäre weich gewesen und habe bereitwillig gestanden — denn er hoffte, dadurch seinen Kopf zu retten — ein Weilchen Ruhe. Das Weilchen währte neun Tage, also bis zum 13. Juli. Und an diesem 13. Juli sandte ein Herr aus Wien, den der „ungeduldige Ballhausplatz" geschickt hatte, um sich nach den bisherigen Ergebnissen der Untersuchung zu erkundigen, der Sektionsrat Dr. von Wiesner, zwei Telegramme an das Außenministerium. Aus beiden sei hier je ein Satz zitiert:

„Mitwisserschaft serbischer Regierungsleitung am Attentat oder dessen Vorbereitung und Beistellung von Waffen durch nichts erwiesen oder auch nur zu vermuten. Es bestehen vielmehr Anhaltspunkte, dies als ausgeschlossen anzusehen..."

Und 50 Minuten später:

„Durch Aussagen Beschuldigter kaum anfechtbar festgestellt, daß Attentat in Belgrad beschlossen und unter Mitwirkung serbischer Staatsbeamter, Ciganović und Major Tankosić, vorbereitet wurde."

Weshalb sich der Abgesandte des Wiener Ballhausplatzes nur mit diesen beiden Namen zufriedengeben mußte, wissen wir jetzt.

Sich um den Lehrer Ilić zu kümmern, der wie kein zweiter die ganze Verschwörerorganisation und den Personenkreis um Tankosić kannte, hatte Pfeffer keine Zeit...

Lesen Sie in der nächsten Nummer: ***„Ich lasse Grabež ersuchen..."***

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

DIE FURCHE (Wien)
Nr.: 33 TAG: 1964

Die Schuldigen und die Verantwortlichen

FRITZ WÜRTHLE

IX. „Ich lasse Grabez ersuchen"

Über Spuren, die der Untersuchungsrichter Pfeffer — aus welchen Gründen auch immer — nicht verfolgte, berichtete die letzte Fortsetzung unseres Tatsachenberichtes.

Wie es der Untersuchungsrichter Tag für Tag anstellte, dem Namen Tankosić (serbischer Major und Gründungsmitglied der „Schwarzen Hand") auszuweichen, soll an Hand der Untersuchungsprotokolle für die Zeit vom 4. Juli bis zum Kriegsausbruch dargelegt werden:

Aus dem Geständnis des Danilo Ilić vom 4. Juli: *„...in Belgrad ist ein gewisser Major Tankosić. Princip erzählte mir, daß er bei diesem Major war, der ihn unterwiesen habe, wie man das Attentat ausführen solle. Auch Ciganović war dabei sehr beteiligt, denn er und Tankosić sind große Freunde..."*

5. Juli. — Der Landeschef an den Minister in Wien: *„...im weiteren Verlauf gab Ilić an, daß Čabrinović, Prinzip und Grabež durch Vermittlung des Ciganović an den serbischen Major Tanković* (im obigen Protokoll vom 4. Juli ist der Name richtig geschrieben, erst auf dem Weg vom Kreisgericht zum Landeschef verwandelt sich das s in ein v!) *gewendet habe... Dieser instruierte die beiden, wie sie das Attentat auszuführen hätten..."*

Dem Bäcker glaubte niemand

In der Nacht vom 6. auf den 7. Juli wurde in Zavodovići, einem bosnischen Nest, von der Gendarmerie ein Bäcker festgenommen. Durch seine Äußerung, das Attentat sei zu erwarten gewesen, hatte er den Verdacht erregt, von dem Komplott gewußt zu haben. Im Verhör gab er an, er sei zur Zeit der Annexionskrise 1908 in Serbien gewesen und dort von der Organisation Narodna Odbrana in eine Ausbildungsschule für Komidatschi geschickt worden, wo Tankosić Kommandant gewesen sei. Nachher habe er 20 Monate für die Narodna Odbrana gearbeitet, als er sich aber weigerte, ihr weiterhin zu dienen, habe man ihn eingesperrt und er mußte nach und nach 21 Arreste durchwandern. *„In Serbien, namentlich in den Kreisen der Narodna Odbrana, herrschte"*, sagte der Bäcker, *„seit der Annexion großer Haß gegen unsere Monarchie, dort befindet sich eine Liste jener Persönlichkeiten, die als besondere Feinde Serbiens vernichtet werden sollen. Wer auf der Liste steht, ist mir nicht bekannt, der Kaiser jedoch nicht, der Thronfolger schon. Als ich dann hörte, daß letzterer nach Bosnien kommen werde, sah ich das Unglück voraus. Auf die Nachricht*

vom Attentat, sagte ich zu meinem Lehrling: ‚Der Täter kann nur Ciganović sein...'" — Auf die Frage, warum er das nicht alles früher gemeldet habe, antwortet der Bäcker aus Zavodovići: *„Dreimal wollte ich den bosnischen Behörden Enthüllungen machen, dreimal wurde ich von der Landesregierung abgewiesen, da man mir keinen Glauben entgegenbrachte."*

Dafür glaubte ihm nach dem Attentat der Ballhausplatz. Sein Bericht über die Erlebnisse in Serbien bildete die Beilage Nr. 5 des Dossiers, das am Tag des Ultimatums den Großmächten zur Information übergeben worden war. Dies Material im Dossier nimmt mehr Raum ein als das des Sarajewoer Untersuchungsrichters. Allerdings fehlt darin die Bemerkung des bosnischen Bäckers über das Verhalten der Landesregierung. Sie ging irgendwo auf dem weiten Weg von Zavodovići über Sarajewo nach Wien zu den Großmächten verloren.

7. Juli. — Princip erklärte auf Befragen: *„Wie schon gesagt, war ich es, der das Attentat angeregt hat. Ich wandte mich an Ciganović, dieser wieder war im Einvernehmen mit dem Major Tankosić, durch den er sich die Revolver verschaffen wollte. Später erzählte uns Ciganović, Tankosić habe ihm die Revolver übergeben. Ich persönlich kenne Tankosić nicht, Grabež ging einmal zu ihm und ich glaube, daß der Major an ihn die Frage richtete, wozu wir diese Sachen, nämlich die Bomben und Revolver, brauchen."*

Verschwörer auf Urlaub

Im Gegensatz zu der Aussage des Ilić vom 4. Juli, Princip sei vom Major Tankosić unterwiesen worden, wie das Attentat auszuführen sei, nennt nun Princip den Grabež. Es erfolgt keine Aufklärung, Ilić wird dem Princip nicht gegenübergestellt.

Ebenfalls an diesem 7. Juli ersucht Außenminister Berchtold den österreichischen Geschäftsträger in Belgrad festzustellen: *„...ob es in der serbischen Armee einen Major Vojin Tanković(sic!) gibt... weiter ersuche ich Euer Hochwohlgeboren wenn möglich in Erfahrung zu bringen, ob ein gewisser Milan Ciganović derzeit Beamter bei den serbischen Staatsbahnen ist. Anfrage und Erkundigungen müssen geheim bleiben."*

Die Antwort erfolgt umgehend am gleichen Tag: *„Voislav Tanković (richtig Tankosić), Infanteriemajor, hier mehr bekannt unter seinem Namen als früherer Bandenchef Woiwod Voja... Milan Ciganović ist provisorischer serbischer Eisenbahner, zirka 25 Jahre alt, blond, aus Bosnien gebürtig. Mitglied der Narodna Odbrana. Am Tag des Attentates soll Ciganović noch in Belgrad geweilt haben, verließ aber drei Tage später über Aufforderung der Polizeipräfektur die Stadt, begab sich nach Ribare, mit anscheinend ad hoc ausgestelltem Krankheitszeugnissen und einmonatigem Urlaub. Ich bemerke, daß ich über Ersuchen fast alle diese Informationen der Landesregierung in Sarajewo schon früher bekanntgegeben habe."*

11. Juli. — Das gemeinsame Finanzministerium gibt an diesem Tag der Landesregierung bekannt, der nach Sarajewo zur Berichterstattung entsandte Sektionsrat Doktor von Wiesner, „hat über seine Eindrücke nach Durchsicht der Untersuchungsakten bis zum 13. Juli zu telegraphieren."

12. Juli. — Pfeffer verhört Čabrinović, stellt jedoch wieder keine Frage nach Tankosić.

13. Juli. — Das bekannte Telegramm des Sektionsrates Doktor von Wiesner (es spielt noch bei den Friedensverträgen des Jahres 1919 eine Rolle!): *„Durch Aussagen kaum anfechtbar festgestellt, daß Attentat in Belgrad beschlossen und unter Mitwirkung serbischer Staatsbeamter Ciganović und Major Tankosić vorbereitet."*

Kein neues Belastungsmaterial, nicht um eine Silbe mehr als in Wien schon seit dem 5. Juli bekannt ist. An diesem Tag wird Čabrinović dreimal verhört, und zwar legt ihm Pfeffer eine Photographie vor, auf der auch Tankosić zu sehen ist. Die Reaktion des Čabrinović: *„Den Major habe ich... nie gesehen, aber ich kenne sein Bild von Ansichtskarten... Ciganović erzählte, er*

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Nr.: TAG:

Die Daten im die[nstlichen] Eingange der mittels Typendruckapparates ausgefertigten Telegramme bedeuten: 1. den Namen des Aufgabeamtes, 2. die Aufgabenummer, 3. die Wortzahl (eventuell in Bruchform), 4. den Monatstag und 5. die Stunde und Minute der Aufgabe.

Gattung: Staats Eingangsnummer 68

Strafanstalt Möllersdorf

Die Telegraphenverwaltung übernimmt hinsichtlich der ihr zur Beförderung oder Bestellung übergebenen Telegramme keinewie immer geartete Verantwortung.

Dienstliche Angaben:

Telegramm aus

Aufgenommen von — auf Ltg. Nr. — am — 191— um — Uhr — M. — Mitt. durch:

Wien 721 Nr. 3827 Taxw. 28 (W — Ch —) aufgegeben am 24/3 1916 um 12 Uhr 50 M. V Mittag.

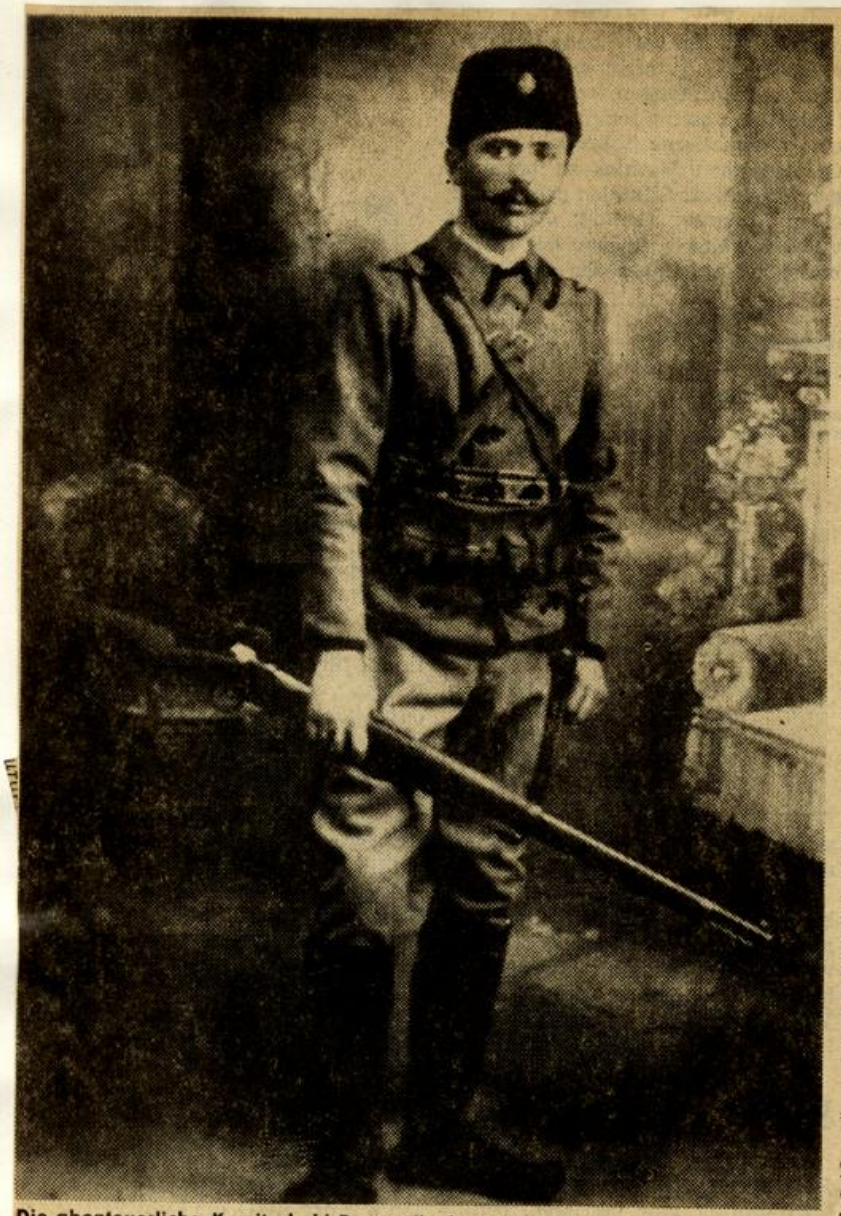
Auf Telegramm vom 24/3 l. J. für Leichenbegängnis steht heute kein Militär Geistlicher zur Verfügung

K. k. Militärstrafanstaltskommando in Möllersdorf
Ang.: Möllersdorf am 24/3. 1916
Nr. 209 3/4 4 nachm. Beilagen

Militärkommando Wien M. A. / 3772

D. S. Nr. 769. (Auflage 1915.)

„... kein Militärgeistlicher zur Verfügung." Ruhmloses Begräbnis der Verschwörer in fremder Erde



Die abenteuerliche Komitadschi-Romantik des Milan Ciganovic Photo: Archiv

gehe jeden Tag zu Major Tankosić und er sei ein guter Freund von ihm... Ob Tankosić gewußt hat, daß wir das Attentat begehen werden, kann ich nicht sagen... als wir uns am Abend trafen, nämlich Grabež, Ciganović und Princip, sagte Ciganović, er habe mit einem Wechsel Geld behoben und zur Anschaffung von Revolver und Patronen verwendet."

15. Juli. — Pfeffer zeigt Grabež die Photographie des Major Tankosić. Er erkennt ihn und sagt: *„Das ist der Mann in Uniform, ich habe ihn wiederholt gesehen."* — Pfeffer: *„Hast du niemals mit ihm gesprochn?"* — Grabež: *„Ich habe niemals mit ihm gesprochen."*

19. Juli. — Der Gerichtssekretär zeigt Princip Photos. Der erkennt den Major und meint: *„Aus den Gesprächen des Ciganović entnahm ich, daß wir in unserem Unternehmen von Tankosić unterstützt werden."* — Pfeffer: *„Danilo Ilić sagte* (am 4. Juli!), *du hättest ihm erzählt, du wärst bei Tankosić gewesen und er habe dich unterrichtet, wie das Attentat auszuführen sei."* — Princip: *„Vielleicht habe ich das gesagt, damit ihm die Sache mehr imponiert. Aber bei meiner Ehre und Gewissen, ich sprach nie mit Tankosić, und nachdem ich alles, was ich über ihn weiß, aussagte, würde ich auch das gestehen."* — Pfeffer: *„Du gabst an, Grabež sei bei dem Major gewesen. Bei welcher Gelegenheit war das?"* — Princip: *„Sagen Sie dem Grabež, ich lasse ihn ersuchen, er solle die ganze Wahrheit angeben."*

„Bist Du entschlossen?"

Nun erst, nachdem Princip seine Zustimmung gegeben hatte, schildert Grabež seinen Gang zum Major Tankosić, dem Vertreter der Zentralleitung der „Schwarzen Hand". Von der Geheimorganisation selbst verriet Grabež kein Wort. Der Grund, weshalb Princip ihn dorthin nicht begleitete, dürfte der gewesen sein, daß er dem Major nicht gegenübertreten wollte, der ihn schon einmal — das war 1912 — als er sich zu seiner Komidatschi-Einheit freiwillig meldete, abgewiesen hatte, und zwar wegen seiner „körperlichen Schwächlichkeit". Bei Čabrinović wieder fürchteten die beiden Freunde, er könnte mit seiner „Geschwätzigkeit" einen schlechten Eindruck machen. Grabež: *„Es ist schwer alles einzubekennen und ich würde lieber sterben... Wir kamen zur Wohnung des Tankosić. Wir warteten eine halbe Stunde bis Vojan Tankosić kam: Ciganović sagte ihm sofort: ‚Das ist einer von denen.' Er schaute zuerst Ciganović an, dann mich und sagte: ‚Bist du derjenige? Bist du entschlossen?' Ich erwiderte: ‚Ich bin es'".*

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Nr.: TAG:

Die „Schwarze Hand" ist unbekannt

23. Juli. — Die Note der österreichisch-ungarischen Regierung an Serbien, deren Text schon an dem Tag feststand, an dem Grabež seinen Besuch bei Tankosić schilderte, bezieht sich im wesentlichen auf das Geständnis des Ilić vom 4. Juli. Im Punkt 7 des Ultimatums fordert die Wiener Regierung *„mit aller Beschleunigung die Verhaftung des Major Tankosić und eines gewissen Ciganović, Beamter der serbischen Staatsbahnen, vorzunehmen, welche durch die Ergebnisse der Untersuchung kompromittiert sind"*.

25. Juli. — Die serbische Antwortnote geht auf Punkt 7 mit folgenden Worten ein: „Die königliche Regierung hat noch am Abend des Tages, an dem ihr die Note zukam, die Verhaftung des Majors Voislav Tankosić verfügt. Was aber den Milan Ciganović anbelangt, der ein Angehöriger der österreichisch-ungarischen Monarchie ist und der bis 28. Juni als Aspirant bei der Eisenbahndirektion bedienstet war, so konnte dieser bisher nicht ausgeforscht werden, weshalb ein Steckbrief gegen ihn erlassen wurde."

Tankosić war, wie bereits erwähnt, ein führendes Mitglied der „Schwarzen Hand". Die österreichische Note an Belgrad erwähnt die „Schwarze Hand" nicht, obwohl man am Ballhausplatz ein Faszikel Zeitungausschnitte und Dutzende diplomatische Berichte über diese Geheimorganisation liegen hatte.

Auch Pfeffer forscht bei diversen Andeutungen über „eine Offiziersgruppe, die in Opposition zur serbischen Regierung steht", nie weiter. Dieses Thema bleibt für ihn tabu.

Später beklagte er sich, man habe es unterlassen, ihn über die „Schwarze Hand" zu informieren.

Merkwürdig. Sogar die Gendarmen in dem kleinen Ort Zavodovići haben eine Ahnung. Sie fragen den Bäckermeister nach der „Schwarzen Hand", und er sagte, er wisse das über sie, was in den Zeitungen steht.

Die Herren am Wiener Ballhausplatz reagieren aber so, als ob sie nicht einmal das gewußt hätten.

(Schluß folgt)

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

DIE FURCHE (Wien)
Nr.: 6 34 TAG: 1964

FRITZ WÜRTHLE

Die Schuldigen und die Verantwortlichen

X. „Geheim, aber nicht illegal!"

Fritz Würthle gab in der letzten Folge seines Berichtes einen Überblick über die schicksalshaften Tage zwischen Attentat und Mobilisierung.

Weshalb sich der Verdacht der Anstiftung stärker gegen den früheren österreichischen Offizier *Milan Pribičević* richtete als gegen den von Ilić genannten Major Tankosić, läßt sich vielleicht psychologisch erklären.

Der Name Pribičević war in Österreich bekannt. Der Bruder Svetozar war Politiker der serbisch-kroatischen Koalition in Agram, und die beiden sollen kurz vor dem Attentat einander getroffen haben. Ferner machte Milan, der der Verfasser der Statuten einer großserbischen Bewegung und Mitbegründer der Narodna Odbrana war, aus dem Haß gegen Österreich kein Hehl.

Milans Name wirkte auf die österreichischen Behörden wie ein rotes Tuch, doch der Verdacht gegen ihn bestätigte sich nicht. Er, der nicht Mitglied der „Schwarzen Hand" war, hatte mit dem Mord nicht das geringste zu tun.

Daß der Untersuchungsrichter Pfeffer den Angeklagten öfter nach Pribičević als nach Tankosić fragte, das allein wäre noch kein Beweis seiner Fragwürdigkeit. Diese aber geht klar aus Pfeffers Haltung in den Jahrzehnten nach dem Krieg hervor. So leugnete er 1926 gänzlich, daß serbische Behörden überhaupt etwas von dem Mordanschlag gewußt hätten:

„Aus übereinstimmenden Aussagen der Beschuldigten geht hervor", so schreibt er, „daß die Angeklagten vor den offiziellen Serben ihre Ansicht und ihre Vorbereitungen verbargen. Sie reisten als Finanzer durch Serbien mit falschen Pässen, und erst als sie nach Bosnien, nach Tuzla kamen, traten sie unter ihrem richtigen Namen auf."

In den vierziger Jahren — die Zeit hatte sich geändert, und neue Herren waren ans Ruder gekommen — scheute sich Pfeffer nicht, eine der ersten Persönlichkeiten Serbiens in Verbindung mit dem Attentat zu bringen:

„Einer der Beschuldigten hatte gestanden, daß das Attentat mit Hilfe und Wissen des damaligen Thronfolgers Alexander vorbereitet worden war. Da man aber den Souve-

rän eines fremden Staates nicht in eine Mordsache hineinziehen konnte, sei die Angelegenheit auf Weisung eines höheren Beamten nicht weiterverfolgt worden.“

Die Regierung Pasić wurde von einem ihrer Kabinettsmitglieder, nämlich dem Unterrichtsminister *Ljuba Jovanović*, der Mitwisserschaft beschuldigt:

„Das Komplott gegen Franz Ferdinand ist dem gesamten Kabinett schon geraume Zeit v o r dem Mord bekannt gewesen. Die Anhaltung der nach Bosnien reisenden Attentäter konnte jedoch nicht verhindert werden.“

Persönlich den Mordauftrag gegeben zu haben, rühmte sich Oberst *Dimitrijević*. Bei welcher Gelegenheit? Apis wurde 1917 von einem serbischen Kriegsgericht für Offiziere zum Tod verurteilt und unweit von Saloniki erschossen. Man beschuldigte ihn, auf den Thronfolger Alexander einen Mordanschlag organisiert zu haben.

Das neuaufgerollte Verfahren

Das Verfahren gegen „Apis“ wurde 1953, also 36 Jahre später, wieder aufgenommen. Die Regierung der Volksrepublik Jugoslawien fand nämlich den Prozeß gegen „Apis“ Dimitrijević „revisionsbedürftig“, und zwar „aus Gründen der Menschlichkeit und der Rechte“.

Das kommunistische Revisionsgericht kam zu folgendem Resultat: Ein Attentat auf den Thronfolger Alexander habe nie stattgefunden. Die Offiziersvereinigung „Weiße Hand“ (die Gegenorganisation zur „Schwarzen Hand“) wollte sich im Saloniki-Prozeß durch falsche Zeugenaussagen des Apis entledigen, da „Alexander fürchtete, es könne sich ein 1903 wiederholen“. (Mord an König Alexander und seiner Gattin Draga unter Mitwirkung des damaligen Hauptmanns Dimitrijević.)

Über die „Schwarze Hand“ sagte das Revisionsgericht: *„Sie war bei den zuständigen Behörden nicht registriert, aber die verantwortlichen Organe der Staatsmacht wußten von ihr. Mit Rücksicht auf die Erfordernisse der Grenzarbeit (Spionage- und Sabotagearbeit jenseits der Grenze, also auch in Bosnien) mußte die Gründung und das Bestehen im Staatsinteresse geheim bleiben, damit der Staat nicht für die Folgen dieser Arbeit verantwortlich gemacht werden könne. Die ‚Schwarze Hand‘ war eine geheime, aber keine illegale Organisation.“*

Damit stellte auch das kommunistische Jugoslawien die Verantwortlichkeit Dimitrijević' und offizieller Kreise für den Mord in Sarajewo fest.

1917, beim Prozeß in Saloniki, durfte das Attentat allerdings nicht erwähnt werden. Der Brief, den der Angeklagte Dimitrijević an das Gericht schrieb, ist jedoch bekannt: *„Ich habe den Rade Malobabić (Versicherungsagent aus Agram) angeworben, das Attentat von Sarajewo zu organisieren. Malobabić hat meinen Auftrag ausgeführt und das Attentat organisiert . . . den Rade Malobabić habe ich als Chef der Nachrichtenabteilung des Großen Generalstabes angeworben, damit er mir ein Nachrichtennetz in Österreich-Ungarn organisiere, und er hat sich dem unterzogen. Dies tat ich im Einverständnis mit dem russischen Militärattaché, jetzigen General Artamanov ... Bevor ich den endgültigen Beschluß faßte, daß das Attentat verübt werden sollte, verlangte ich von Oberst Artamanov eine Meinungsäußerung, was Rußland tun würde, falls Österreich uns — Serbien — angreife. Artamanov antwortete mir, daß Rußland uns nicht im Stich lassen werde. Eine solche Meinungsäußerung verlangte ich mit dem Hinweis, daß Österreich diese unsere gemeinsame Tätigkeit merken könnte, und uns unter diesem Vorwand angreifen werde, ohne ihm meine Attentatsabsicht mitzuteilen. Die Hauptteilnehmer an dem Attentat waren alle meine Agenten und erhielten kleine Honorare, die ich ihnen durch die Vermittlung des Rade sandte. Einige von ihren Quittungen befinden sich in russischen Händen, da ich das Geld für diese Arbeit jenseits der Grenze in erster Zeit vom Oberst Artamanov erhielt, denn der Große Generalstab verfügte noch nicht über einen Kredit für diese verstärkte Tätigkeit!“*

Der „Chefideologe“ berichtet

Das ist einer der Beweise, daß der serbische Generalstab die Mitglieder der Mlada Bosna (Jung-Bosnien) als seine Agenten betrachtete. Ein detaillierter Bericht des „Chefideologen“ der Mlada Bosna, *Vladimir Gacinović*, aus dem Jahre 1912 an einen serbischen Grenzoffizier zeigt, daß der Aufbau ihrer Organisation in Bosnien und der Herzegowina unter Belgrader militärischer Führung erfolgte. Gacinović, Dichter, Partisane, natürlich Mitattentäter, entpuppte sich in diesem Bericht einwandfrei als beauftragter Spion und Vorbereiter eines Partisanenkrieges. Wie stark damals der bosnische Verwaltungsapparat bereits durchsetzt war, erkennt man an der Forderung des Gacinović, man müsse bei der Landesregierung veranlassen, daß der Pächter des Hotels am Ivanpaß ausgewechselt werde, um an dieser strategisch so wichtigen Stelle eine Persönlichkeit des Vertrauens zu haben, die im Kriegsfall bei der Tunnelsprengung behilflich sein könnte.

Gacinović verließ dann seine Heimat, studierte in Lausanne, wo ihn Danilo Ilić 1913 besuchte. Über die Arbeit der bosnischen Jugendbewegung referierte Gacinović 1915 in Paris dem Kommunistenführer Leo Trotzki.

Mit 27 Jahren starb der „Chefideologe“ in einem Schweizer Krankenhaus ...

Sein Tod erfolgte zur gleichen Zeit, als man in Saloniki die Leitung der „Schwarzen Hand“ liquidierte. Ein Ereignis, das noch der Aufklärung bedürfte.

Die Strafen

Das Urteil gegen Princip und Genossen „im Namen Seiner kaiserlichen und königlichen apostolischen Majestät“ wurde am 28. Oktober 1914 verkündet, nachdem der Gerichtshof unter dem Vorsitz eines Dalmatiners, des Oberlandesgerichtsrates *Alois Curinaldi*, mit einer in Kriegszeiten erstaunlichen Sachlichkeit getagt hatte. Für den Vorsitzenden war dieses Urteil das letzte seiner Laufbahn. Curinaldi verließ unmittelbar darauf die Gerichtspraxis und trat ein Jahr darauf in den Jesuitenorden ein.

Princip, Čabrinović und Grabež erhielten mit Rücksicht auf ihre Jugend 20 Jahre schweren Kerker, Danilo Ilić, ein Kinobesitzer aus Tuzla und ein Lehrer aus Priboj wurden zum Tod durch den Strang verurteilt. Die übrigen, meist Bauern, die mit dem Waffenschmuggel zu tun hatten, erhielten mit wenigen Ausnahmen Zuchthausstrafen.

Von den neun nach Möllersdorf in Niederösterreich und Theresienstadt in Böhmen transportierten Häftlingen starben bis zum Kriegsende sechs, fünf an Tuberkulose, einer in einer Irrenanstalt ...

Über ihre Haftzeit und ihr Schicksal gibt es fast nur jugoslawische Literatur. Die darin gemachten Vorwürfe gegen die Behandlung in den k. u. k. Miltärstrafanstalten müßten überprüft werden. Bisher ist

RBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Nr.: TAG:

niemand den Vorwürfen entgegengetreten.

Richtig ist, daß fast sämtlichen Häftlingen bei ihrem Abgang in der bosnischen Strafanstalt ärztlich attestiert wurde, Anzeichen von Tuberkulose seien keine vorhanden.

Ebenso richtig aber ist, daß Bosnier, in eine Ansteckungszone gebracht, sich für Tuberkulose besonders anfällig zeigten.

Effendi Curcić, der Bürgermeister von Sarajewo, zum Beispiel starb 1916 in der Heilanstalt Grimmenstein in Niederösterreich.

Über Gavrilo Princip in Theresienstadt berichtet ein praktischer Arzt aus Petschau, der im Divisionskrankenhaus, wohin man den erkrankten Delinquenten gebracht hatte, Dienst machte:

„Sicherlich hatte Princip den Keim der Tuberkulose schon vor seiner Verhaftung in sich, doch die zwei Jahre Kerker in den Kasematten der Festung Theresienstadt genügten, um den Krankheitsherd so zum Aufflackern zu bringen, daß der Tod des Erkrankten in kürzester Zeit zu erwarten war. Man muß es jedoch den für die Person Princips verantwortlichen militärischen Dienststellen hoch anrechnen, daß sie den Erkrankten, als sich die ersten schweren Symptome der Tuberkulose bemerkbar machten, ins Garnisonsspital bringen ließen, wo er dieselbe Behandlung und Verpflegung hatte, wie die verwundeten oder kranken Soldaten.

Trotz des strengen Verbotes, mit ihm zu sprechen, fand ich doch während der Behandlung mehrmals Gelegenheit, mich mit ihm kurze Zeit zu unterhalten. Ihm selbst war es ja, da er weder schreiben noch lesen, noch mit jemanden sprechen durfte, wie eine Erlösung, wenn er sich wenigstens mitteilen konnte... Er äußerte mir gegenüber nie Reue über seine Tat, im Gegenteil, er erklärte, er hätte sie auch begangen, wenn er die furchtbaren Auswirkungen des Attentats, die Entfesselung des Weltkrieges, geahnt hätte... Seinem Schicksal mit großer Geduld ergeben, hatte er mit allen irdischen Dingen abgeschlossen und sah mit skeptischer Ruhe seinem baldigen Ende entgegen...

Während der zweijährigen Haft war ihm ein langer Bart gewachsen, so daß er um zehn Jahre älter aussah. Als ihm der Bart abgenommen war, hatte ich ein ausdrucksvolles, intelligentes, jugendliches Gesicht vor mir. Der schlanke, grazile Körper Princips hatte den typischen tuberkulösen Habitus. Wie schon erwähnt, war die Brust mit vielen handtellergroßen tuberkulösen, stark eiternden Geschwüren bedeckt. Das rechte Ellbogengelenk war von der Tuberkulose so zerstört, daß Ober- und Unterarm mit einem Silberdraht zusammengehalten werden mußte. Warum den Ärzten die Amputation des Unterarms, der gänzlich wertlos war, verboten wurde, kann ich mir heute noch nicht erklären.

Princip kam gewöhnlich jeden zweiten Tag zu mir in den Operationsraum zum Verbandwechsel. Da der ganze Oberkörper verbunden werden mußte, benötigte ich zu diesen Verbänden mehr Verbandsmaterial als für fünf verwundete Soldaten...“

Princip starb noch vor dem Kriegsende, er erlebte die Verwirklichung seines nationalen Traumes nicht. Das Grauen, das er durch seine Schüsse heraufbeschworen hatte, war auch über ihn gekommen. *ENDE*

Es war am 28. Juni 1914. Mein Bruder, Einjährig-Freiwilliger, hatte einen Tag Urlaub erhalten und war nach Hause gefahren. Als Angehöriger eines Bosnisch-Herzegowinischen Infanterieregimentes trug er natürlich einen Fez. Plötzlich trat — es war etwa eine halbe Stunde vor Mittag — ein fremder Herr auf uns zu und fragte uns: „Wissen Sie schon, daß der Thronfolger Franz Ferdinand und seine Gattin einem Attentat in Sarajewo zum Opfer fielen?" Wir waren von seiner Frage so betroffen, daß wir überhaupt nichts zu erwidern wußten. Und erst nachmittags, etwa um halb fünf Uhr, sahen wir, als wir in der Prater Hauptallee spazieren gingen, wie sich kleine Menschengruppen bildeten, die durch eine vervielfältigte Anzeige von der Ermordung des Thronfolgers und seiner Gattin erfuhren. Erst jetzt gelangte diese für Österreich entsetzliche Nachricht sprunghaft von einem Menschenknäuel zum andern. Wer der geheimnisvolle Mensch war, der uns schon gegen Mittag, also nur ganz kurze Zeit nach dem Attentat, die Frage gestellt hatte, ob wir schon von der furchtbaren Tat gehört hätten, haben wir nie erfahren.

Leo Sonnwald, Wien XIX

*

Ich hatte mich bei Kriegsausbruch in meiner patriotischen Gesinnung zur freiwilligen Dienstleistung im Garnisonsspital gemeldet und wurde nach einer Probezeit vielbeschäftigte Narkotiseurin. Die Attentäter von Sarajewo waren in der sogenannten „kleinen Festung" von Theresienstadt interniert. Sie litten unter dem nördlichen, rauhen Klima, der sicherlich auch ungenügenden Kriegsernährung und wurden mit der Zeit tuberkulos. Der an Gelenkstuberkulose leidende Gavrilo Princip mußte im Garnisonsspital operiert werden. Wortlos und willig ließ er sich von mir narkotisieren, ehe sein Ellbogengelenk mit Silberdraht gefestigt wurde. Die Operation haben die Ärzte Dr. von Abrahám und Dr. Sill durchgeführt. Auch der Bombenwerfer Čabrinović, welcher sehr schwach war, wurde einige Male zur Behandlung in den Operationsraum getragen. Diese Schwerkranken waren begreiflicherweise auf eine wohl sachliche, doch kalte mitleidlose Behandlung angewiesen. Ich sehe noch deutlich Čabrinović vor mir; sein wandernder Blick blieb stets auf mir haften, er merkte wohl meine Erschütterung. Einige Zeit später sah ich Gavrilo Princip noch einmal. Er hatte einen langen Bart und machte den Eindruck eines hinfälligen alten Mannes. Bald nachher ist er gestorben. Wenn ich an diese Kriegsjahre zurückdenke, fühle ich keinen Haß, nur mehr Mitleid mit den jungen Menschen, welche an einer schließlich zum Verbrechen führenden Ideologie auf so tragische Weise scheiterten.

Erna Kraus, Wien VIII

Die Totenmasken des Thronfolgerpaares

Photo: Martin

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

DER VOLKSBOTE (Wien)
Nr.: 27 TAG: 4. 7. 1964

Wenige Stunden nach dem Attentat von Sarajewo traf die telegraphische Nachricht vom Tod des Thronfolgers in Wien ein und verbreitete sich von der Hauptstadt aus mit großer Geschwindigkeit in der ganzen Monarchie. Sie löste allgemein, besonders aber bei jenen, die den Erzherzog und seine Pläne näher gekannt hatten, echte Trauer und Erschütterung aus. Der Thronfolger hatte sich zwar durch seine eigenwillige und brüske Art viele Feinde geschaffen — einige von ihnen, wie zum Beispiel der Obersthofmeister Montenuovo, befanden sich auch in der nächsten Umgebung des alten Kaisers —, aber er war auch für viele der Garant einer glücklicheren Zukunft gewesen. Hatte man sich doch von ihm mit Recht die Lösung des unheilvollen Nationalitätenkonfliktes durch einen Ausgleich mit den slawischen Völkern der Monarchie erhoffen können und nun war gerade er ein Opfer fanatischer Nationalisten geworden. Die schicksalshafte Bedeutung seines Todes wurde schon von Zeitgenossen sofort klar erkannt. Der deutschliberale Gelehrte und Politiker Josef Redlich notierte am 28. Juni 1914 in seinem Tagebuch: „Dieser Tag ist der Tag eines weltgeschichtlichen Ereignisses. Ob er zu seiner Wendung zum Guten oder noch viel schlimmeren in Österreich führen wird, kann jetzt niemand sagen. Die Schicksalsstunde der Habsburger naht: Zum ersten Male ist ein Habsburger von dem Sohn einer dem österreichisch-ungarischen Reiche, dem Deutschtum und dem Katholizismus tödlich feindlichen Nation des Balkans getötet worden. Die Unmöglichkeit einer friedlichen Koexistenz dieser halb deutschen mit Deutschland verschwisterten Monarchie und dem bis zu Mördergelüsten aufgepeitschten Nationalismus der Balkanvölker sollte nun jedermann klar sein."

„Moment der Abrechnung" nahegerückt

Von der Unmöglichkeit einer friedlichen Koexistenz der Donaumonarchie mit Serbien war nach der Ermordung Franz Ferdinands auch der k. u. k. Außenminister Leopold Graf Berchtold überzeugt, der in der dem Attentat von Sarajewo folgenden „Julikrise" eine entscheidende Rolle spielen sollte. Der 1863 in Wien geborene und in Mähren begüterte Minister, der dem Thronfolger auch persönlich nahegestanden war, hatte seine Politik des strikten Festhaltens an der Nichtintervention und am Status quo auf dem Balkan allerdings schon vor den Schüssen Princips aufgeben wollen. In einer bereits im Juni 1914 im Außenministerium ausgearbeiteten Denkschrift war der Entschluß zum Ausdruck gebracht worden, „die Linie passiver und negativer Politik endlich zu verlassen und zur Aktion zu schreiten". Der seit seinem 30. Lebensjahr im diplomatischen Dienst tätige Graf hatte dabei selbstverständlich nur eine aktive Politik im diplomatischen Bereich und mit diplomatischen Mitteln gemeint. In diesen Bereich drangen nach dem Attentat von Sarajewo aber mit gebieterischer Gewalt andere Kräfte ein: Am Abend des 29. Juni erschien der Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorf, der schon seit Jahren für einen Präventivkrieg gegen Serbien eingetreten war, beim Außenminister. Nach der Schilderung Berchtolds brachte Conrad seine Meinung unmißverständlich zum Ausdruck. „Am 1. Juli wäre zu mobilisieren ohne weiteres Verhandeln mit Serbien. Hat man eine giftige Natter an der Ferse, so tritt man ihr auf den Kopf und wartet nicht auf den tödlichen Biß." Mit einem Anflug von Melancholie auf den feinen, bleichen Zügen, schloß er bedeutungsvoll mit den drei Worten: Krieg, Krieg, Krieg!" Berchtold erwiderte, daß er einen Krieg nicht verantworten könne, ohne der Unterstützung von seiten des Deutschen Reiches sicher zu sein. Auch müsse die Öffentlichkeit entsprechend vorbereitet und das Ergebnis der Untersuchung des Attentates in Sarajewo abgewartet werden. Aber er sei sich ebenfalls wohl bewußt, daß „der Moment für die Monarchie nahegerückt erscheine, endgültig mit Serbien abzurechnen."

In diesem Sinn erstattete Berchtold dann auch am nächsten Tag dem alten Kaiser Bericht über die Lage. Franz Joseph hatte seinem Neffen zwar nie dessen morganatische Ehe mit der Gräfin Chotek verziehen und die „Nebenregierung" Franz Ferdinands im Belvedere stets als Ärgernis empfunden. Nun, beim Gespräch mit Berchtold über den tragischen Tod des Thronfolgers, wurden dem Vierundachtzigjährigen aber doch die Augen feucht. Die Idee eines Rachefeldzuges gegen Serbien lag ihm trotzdem fern, wenn er sich auch den Argumenten Berchtolds — Gefährdung des Ansehens der Monarchie durch „Politik der Langmut" — nicht verschloß. Auf jeden Fall sollte Berchtold das geforderte „klare Aktionsprogramm gegenüber Serbien" nur im Einvernehmen mit dem ungarischen Ministerpräsidenten Tisza ausarbeiten, auf dessen Urteil der Kaiser viel hielt.

Stefan Graf Tisza war jedoch nicht der Meinung Berchtolds, was er diesem und dem Monarchen noch am 1. Juli mitteilte. Er sprach sich ganz entschieden gegen die Absicht Berch-

tolds aus, „die Greueltat in Sarajewo zum Anlaß der Abrechnung mit Serbien zu machen". Die Monarchie könne keinen Krieg mit Serbien provozieren, ohne in der Welt als „Friedensstörer" zu gelten und „einen großen Krieg unter den ungünstigen Umständen zu entfachen", wofür er nicht die Verantwortung mittragen könne.

Die deutsche Unterstützung

Diese Haltung hat Tisza bis zum 14. Juli sowohl dem Kaiser gegenüber als auch im Ministerrat im wesentlichen beibehalten. Es gelang dem Generalstabschef daher nicht, mit seiner Idee einer militärischen Blitzaktion gegen Serbien durchzudringen. Die „Kriegspartei" mußte warten, bis die von Tisza schließlich gestellten zwei Vorbedingungen, Beweis der Mitschuld der serbischen Regierung am

DER AUSBRUCH DES ERSTEN WELTKRIEGES

Krieg ja, Weltkrieg nein

VON UNIV.-DOZ. DR. ERIKA WEINZIERL (II)

Attentat und Garantie der deutschen Unterstützung, erfüllt waren. Die erste Bedingung Tisza ist allerdings nur zum Teil erfüllt worden, da die Untersuchung in Sarajewo eine aktive Beteiligung der serbischen Regierung am Attentat nicht nachweisen konnte, wohl aber das Faktum, daß das Attentat in Belgrad vorbereitet und mit Hilfe serbischer Staatsbeamter durchgeführt worden war. Die zweite Bedingung, die Garantie der deutschen Unterstützung, ist dagegen mit solcher Intensität gegeben worden, daß zuletzt auch Tisza und Franz Joseph dem Krieg gegen Serbien zugestimmt haben.

Diese deutsche Reaktion war dabei nicht mit Sicherheit zu erwarten gewesen. War es während der Balkankriege doch Deutschland, das im Einverständnis mit England seinen Bündnispartner zur Zurückhaltung gemahnt hatte. Auf dieser Linie bewegte sich zunächst auch der deutsche Botschafter in Wien, Tschirsky, der in den ersten Tagen nach dem Attentat Berchtold nach seinem Bericht vom 30. Juni 1914 „ruhig, aber sehr nachdrücklich und ernst vor übereilten Schritten" warnte. Kaiser Wilhelm II., der noch im Juni den Thronfolger auf dessen böhmischem Schloß Konopischt besucht hatte, war dagegen durch die Ermordung Franz Ferdinands auf das äußerste gegen Serbien aufgebracht. Er schrieb daher eigenhändig an den Rand von Tschirskys Bericht über die Beschwich-

RBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Nr.: TAG:

tigungsversuche in Wien voller Empörung: „Wer hat ihn dazu ermächtigt? Das ist sehr dumm! Geht ihn gar nichts an, da es lediglich Österreichs Sache ist, was es hierauf zu tun gedenkt. Nachher heißt es dann, wenn es schief geht, Deutschland hat nicht gewollt! Tschirsky soll den Unsinn gefälligst lassen! Mit den Serben muß aufgeräumt werden, und zwar bald."

Die temperamentvolle Äußerung kaiserlichen Unwillens, die völlig den Intentionen des deutschen Generalstabes entsprach, bewirkte auch bei Tschirsky einen radikalen Umschwung, der von nun an zu den eifrigen Verfechtern eines energischen Vorgehens gegen Serbien gehörte. Die ausdrückliche und uneingeschränkte Zusicherung, die deutschen Bündnispflichten auch im Fall eines österreichisch-russischen Krieges zu erfüllen, gab Wilhelm II. allerdings erst in Potsdam, nachdem ihm der österreichische Botschafter Szögyény am 5. Juli das vom Grafen Hoyos eigens nach Berlin gebrachte österreichische Memorandum und das Handschreiben Franz Josephs vom 2. Juli übergeben hatte. Das zunächst vom deutschen Kaiser spontan und allein gegebene Versprechen bedurfte aber noch der Zustimmung der Reichsregierung, was Wilhelm II. selbst gegenüber Szögyény als Vorbehalt angeführt hatte. Die Beratungen Wilhelms mit Reichskanzler Bethmann Hollweg und Unterstaatssekretär Zimmermann sowie den Vertretern der Generalität fanden am 5. und 6. Juli in Potsdam statt. Am 6. Juli wiederholte und bestätigte Bethmann Hollweg in der amtlichen deutschen Antwort an Szögyény die Zusage des deutschen Kaisers. Am selben Tag konferierte in Berlin der Chef der Präsidialkanzlei im österreichisch-ungarischen Außenministerium Graf Alexander Hoyos noch mit Unterstaatssekretär Zimmermann. Hoyos, ein vertrauter Berater Berchtolds und überzeugter Anhänger der Kriegspartei, dürfte dabei von der österreichischen Absicht eines überraschenden Angriffs auf Serbien ohne vorherige Warnung gesprochen haben, was noch in den nächsten Tagen von Berchtold und Tisza als rein private Auffassung Hoyos' deklariert wurde.

Die Deutschen drängen

Die Äußerungen Hoyos scheinen bei den deutschen Politikern und beim deutschen Generalstab aber doch den Eindruck erweckt zu haben, daß ein österreichischer Angriff auf Serbien unmittelbar bevorstehe, was man in diesen Kreisen aus taktischen Gründen für richtig hielt. Denn einen Weltkrieg wollten auch sie nicht entfesseln. Sie hofften daher bis zuletzt auf eine Lokalisierung des österreichisch-serbischen Konfliktes, wofür sie aber dessen schnelle Lösung für notwendig hielten. Der deutsche Botschafter in London, Fürst Lichnowsky, hat dagegen in seinen Berichten an Staatssekretär Jagow immer wieder vor einer bedingungslosen deutschen Unterstützung des österreichischen Vorgehens gegen Serbien gewarnt, weil er an die Möglichkeit einer Lokalisierung auf Grund der bestehenden Bündnisverpflichtungen der Großmächte und seiner Kenntnis der Stimmung in England nicht glaubte. Allein seine vom britischen Außenminister Grey initiierten Warnungen, sich nicht „mit Forderungen, die offenkundig den Zweck haben, den Krieg herbeizuführen", zu identifizieren, wurden in Berlin nicht gehört und auch nicht an Berchtold weitergegeben. Im Gegenteil, nachdem die österreichische Aktion gegen Serbien auf sich warten ließ, begannen „die maßgebenden deutschen Kreise und nicht am wenigsten Seine Majestät Kaiser Wilhelm selbst", Österreich zu drängen, „eine eventuell sogar kriegerische Aktion gegen Serbien zu unternehmen", da man nach dem Bericht Szögyénys vom 12. Juli „die politische Konstellation gegenwärtig für uns so günstig wie irgend möglich" hielt. Und bereits am 8. Juli hatte der deutsche Botschafter Tschirsky in Wien Berchtold im Auftrag Kaiser Wilhelms „mit allem Nachdruck" erklärt, „daß man in Berlin eine Aktion der Monarchie gegen Serbien erwarte und daß es in Deutschland nicht verstanden würde", wenn Österreich die gegebene Gelegenheit ungenützt vorübergehen ließe.

(Schluß in unserer nächsten Ausgabe)

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

DER VOLKSBOTE (Wien)
Nr.: 26 TAG: 27. 6. 1964

Als der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand seinem Vetter Erzherzog Ludwig Salvator am 21. Juni 1914 mitteilte, daß er jetzt mit seiner Gemahlin Sophie „auf einige Zeit nach Bosnien gehe", schmiedete man in ganz Europa Ferienpläne. Denn trotz der Verfestigung der Bündnisse der Großmächte, die einander im Dreibund (Deutschland, Österreich, Italien) und in der Entente (Frankreich, Rußland, England) gegenüberstanden, trotz des durch das allgemeine Wettrüsten der letzten Jahre schon „fragwürdigen Friedens" glaubte man gerade damals nicht an den unmittelbaren Ausbruch einer Katastrophe. Schließlich waren die Annexionskrise 1908, die Agadirkrise 1911 und die Balkankriege 1912/13 auch vorübergegangen, ohne einen Weltkrieg auszulösen. Außerdem war in den Beziehungen zwischen Deutschland und England dank der Politik des deutschen Reichskanzlers Bethmann Hollweg und des englischen Außenministers Grey eine leichte Entspannung eingetreten, so daß die Hoffnung, etwaigen Krisen auch weiterhin mit den Mitteln der Diplomatie begegnen zu können, nicht unbegründet schien.

„Vereinigung oder Tod"

In dieser Situation sollte sich nun Erzherzog Franz Ferdinand in seiner Funktion als Generalinspektor der bewaffneten Macht zu den Manövern nach Bosnien begeben, dessen Okkupation durch Österreich schon 1878 den Unmut der benachbarten Serben in hohem Maß ausgelöst hatte. Nach der Ermordung des serbischen Königs Alexander **Obrenocic** durch der russophilen Partei angehörende serbische Offiziere unter der Führung des Generalstabsoberst Dragutin **Dimitrijevic** („Apis") 1903 und der Thronbesteigung des radikal-nationalistischen Peters I. **Karageorgevic** wurde das Streben nach der „Vereinigung aller Länder, in denen Serben wohnen", in einem großserbischen Reich wesentlich intensiver. Die Annexion Bosniens und der Herzegowina durch Österreich-Ungarn 1908 verstärkte daher die Tätigkeit der serbischen Nationalisten beträchtlich. Die radikalsten von ihnen gehörten der Geheimgesellschaft „Vjedinjenje ili smort" („Vereinigung oder Tod") an, die auch „Crna Ruka" („Schwarze Hand") genannt wurde. Die „Schwarze Hand" hatte ungefähr 100.000 Mitglieder. Ihr Führer war der schon genannte Oberst Dimitrijevic, der als Leiter des militärischen Kundschafterdienstes im serbischen Kriegsministerium auch die Tätigkeit serbischer Spione im Süden der Monarchie lenkte. Sein Haß gegen die Donaumonarchie, von der er die militärische Eroberung Serbiens fürchtete, überschritt jedes Maß. Für das Haupt der „Wiener Kriegspartei" hielt er den Thronfolger, obwohl gerade dieser ein entschiedener Gegner der Annexion gewesen war. Er selbst bzw. die „Schwarze Hand" bereitete daher schon spätestens seit dem Jänner 1914 konkret ein Attentat auf Franz Ferdinand vor, dessen seit 1913 geplante Reise zu den bosnischen Manövern in Bosnien schon im März 1914 bekannt war. Auch dort gab es aber trotz der großen Investitionen und Leistungen der österreichischen Verwaltung zahlreiche serbische Nationalisten. Besonders die Mitglieder der revolutionären Jugendbewegung „Mlada Bosna" („Jung-Bosnien"), einer Zweigorganisation der „Schwarzen Hand", sahen in Belgrad ihre eigentliche Hauptstadt. In Belgrad erhielten sie ihre Ausbildung zu sachkundigen Verschwörern, bekamen sie Geld und Waffen, die sie schon vor 1914 zu Anschlägen gegen Amtsträger der Monarchie gebrauchten.

Warnungen nicht gehört

Die Regierung in Belgrad unter der Führung des russophilen Ministerpräsidenten Nicola Pašic war an diesen Verschwörungen nicht direkt beteilt — zeitweise befand sie sich sogar in schärfstem Gegensatz zur „Schwarzen Hand" —, hat sie aber doch jahrelang geduldet, wenn nicht sogar gefördert, und war über sie informiert. Dies war wohl auch bei dem Attentat auf Franz Ferdinand der Fall, das die Regierung nicht entschieden genug, aber doch zu verhindern versucht hat. Sie befahl eine genaue Überwachung der Grenzübergänge nach Bosnien. Da die Grenzwacheoffiziere aber alle der „Schwarzen Hand" angehörten, war diese Anordnung ein Schlag ins Wasser. Viel verhängnisvoller allerdings war, daß eine vom serbischen Gesandten in Wien **Jovanovic** am 5. Juni 1914 beim k. u. k. Gemeinsamen Finanzminister Bilinski, einem Polen, dem die Verwaltung Bosniens und der Herzegowina unterstand, vorgebrachte, zwar etwas allgemein gehaltene Warnung nicht gehört wurde. Jovanovic hatte immerhin darauf hingewiesen, daß schon die Abhaltung von Manövern in Bosnien und noch dazu am Vidovdan (St.-Veits-Tag, serbischer Nationaltrauertag in Erinnerung an die am St.-Veits-Tag 1389 gegen die Türken erlittene Niederlage) von den Serben als Provokation aufgefaßt werden könnte und ein Attentat auf den Thronfolger z. B. von seiten eines an den Manövern teilnehmenden Soldaten nicht ausgeschlossen wäre. Jovanovic riet daher sowohl

von den Manövern in Bosnien als auch von dem Besuch Franz Ferdinands in Sarajewo ab; allein Bilinski verabschiedete ihn mit den Worten: „Hoffen wir, daß nichts passiert!" und gab die Warnung nicht weiter. Auch eine vom Außenministerium schon am 19. Mai an das Finanz- und das Kriegsministerium weitergegebene ähnliche Warnung wurde nicht beachtet. Rudolf **Kiszling**, der Biograph Franz Ferdinands, führt die mehr als eigenartige Haltung Bilinskis darauf zurück, daß dieser beim Thronfolger nicht in Gunst stand und auch nicht mit der Vorbereitung der bosnischen Reise beauftragt worden war. Die Reiseleitung lag in den Händen des Landeschefs von Bosnien und der Herzegowina Feldzeugmeister **Potiorek**, mit dessen Ansichten über bosnische Verwaltungsfragen Bilinski keineswegs übereinstimmte.

Auf jeden Fall stand die bosnische Reise Franz Ferdinands von Anfang an unter keinem guten Stern und der Thronfolger hat dies auch selbst gespürt. Er hatte schon 1911 auf einen Besuch Sarajewos auf Grund der Warnungen von Männern seines Vertrauens verzichtet und war sich wohl darüber im klaren, daß sich die österreichfeindliche Stimmung in dieser Stadt seither nicht wesentlich gebessert haben konnte. Er brachte daher sogar bei einer Audienz bei Kaiser Franz Joseph am 4. Juni 1914 das Gespräch auf die bosnischen Manöver und deutete an, daß er wegen der dabei zu erwartenden Hitze für seine Gesundheit fürchte (Franz Ferdinand hatte in den neunziger Jahren an Tuberkulose gelitten) und deshalb nicht an ihnen teilnehmen würde. Der Kaiser überließ ihm jedoch die Entscheidung mit den Worten: „Mache es wie du willst." Offenbar hielt es Franz Ferdinand daraufhin für Ruf und Ehre abträglich, von sich aus die Reise abzusagen. Dazu kam noch, daß er als erklärter Freund der Slaven galt, die nach seinem Regierungsantritt die gleichen Rechte wie die Ungarn bekommen sollten.

„Morgen besuche ich Sarajewo ..."

So nahm das Verhängnis seinen Lauf. Am 23. Juni 1914 verließ der Thronfolger mit seiner Gemahlin Sophie sein böhmisches Gut Chlumetz, nachdem er noch knapp vor der Abreise seinen alten Haushofmeister Janaczek gebeten hatte, seine Familie nicht zu verlassen, falls ihm ein Unheil zustoßen sollte. Die Bahnfahrt nach Triest litt unter dem wiederholten Auftreten technischer Schäden an den Zugsgarnituren, ging aber sonst glatt vonstatten. Von Triest an reiste Franz Ferdinand zu Schiff und kam schließlich am 25. Juni wohlbehalten in dem Badeort Ilidze, 10 km westlich von Sarajewo, an. Dort traf er auch wieder mit seiner Gemahlin zusammen, die von Wien die Bahn benützt hatte. Schon am Nachmittag des 25. besuchte das Paar die Basare von Sarajewo, ohne irgendwie behelligt zu werden. An den beiden folgenden Tagen nahm Franz Ferdinand an den ordnungsgemäß und zu seiner vollen Befriedigung verlaufenden Manövern in der westlichen Umgebung Sarajewos teil. Seine besondere Genugtuung über den guten Zustand der Truppen meldete der Thronfolger auch dem Kaiser in einem Telegramm, das mit den Worten schloß: „Morgen besuche ich Sarajewo und reise abends ab."

Die für den Abend des 28. Juni geplante Abreise versuchte nach dem erfolgreichen Abschluß der Manöver ein Offizier aus dem Gefolge Franz Ferdinands noch in die Nacht vom 27. zum 28. vorzuverlegen. Da die Annahme dieses Vorschlages aber den Verzicht auf den offiziellen Besuch Sarajewos bedeutet hätte und der Thronfolger Potiorek nicht dadurch brüskieren wollte, entschloß er sich doch zur vollen Absolvierung des vorgesehenen Programms und blieb. Am Morgen des 28. Juni nahmen Franz Ferdinand und Sophie, beide tiefgläubige Katholiken, an einer stillen Messe teil, telegraphierten ihren Kindern in Chlumetz und traten sodann bei strahlendem Sonnenschein mit Potiorek und ihrem Gefolge die Autofahrt nach Sarajewo an. Dort warteten auf dem Appelkai bereits sechs Verschwörer mit Bomben und Revolvern auf den Erzherzog, der mit Sophie und Potiorek im zweiten offenen Wagen in der aus sechs Fahrzeugen bestehenden Kolonne saß. Um 10 Uhr wurde der Appelkai erreicht, auf dem eine jubelnde Menschenmenge den Erzherzog begrüßte. Da man mit Rücksicht auf die angenommene Loyalität der Zivilbevölkerung die Truppen außerhalb der Stadt belassen hatte, wurde nur die Fahrbahn von Polizisten zumeist serbischer Nationalität freigehalten. Als die Kolonne an der Cumiurjabrücke vorbeifuhr, warf der neunzehnjährige Verschwörer Nedeljko **Cabrinović** eine Bombe in das Auto des Erzherzogs. Die Sprengkapsel ritzte jedoch nur die Herzogin leicht am Hals. Die Bombe rollte über das Wagendach auf die Straße und explodierte unter dem nächsten Wagen. Von dessen Insassen wurde der Generalstabsoberstleutnant **Merizzi** schwer, Graf **Boos-Waldeck** leicht verletzt. Die Verwundeten wurden sofort versorgt, während der flüchtende Attentäter verhaftet wurde. Franz Ferdinand setzte nach kurzem Aufenthalt die Fahrt zum Rathaus fort, wo er die Begrüßungsrede des Bürgermeisters mit der empörten Mitteilung über das Attentat zunächst unterbrach, dann aber doch in serbokroatischer Sprache einige wohlwollende Worte an die Stadtvertreter richtete.

Bis heute nicht geklärt

Dem Empfang folgte die Beratung, wie man sich nun weiter verhalten bzw. welche Fahrtroute man am besten wählen sollte. Dabei setzte sich leider der Vorschlag eines Mitgliedes des erzherzoglichen Gefolges, die Straßen zuerst durch Militär räumen und besetzen zu lassen, gegen die

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

DER VOLKSBOTE (Wien)
Nr.: 28 TAG: 11. 7. 1964

DER AUSBRUCH DES ERSTEN WELTKRIEGES

„Wenigstens anständig zugrunde gehen"

VON UNIV.-DOZ. DR. ERIKA WEINZIERL (III)

Die Sorge der österreichischen Staatsmänner, durch ein zuwenig energisches Vorgehen gegenüber Serbien nicht nur dieses der Monarchie notorisch feindlich gesinnte Land zu immer ärgeren Provokationen zu ermutigen und das ohnedies schon gesunkene Prestige Österreich-Ungarns als Großmacht noch weiter zu gefährden, sondern auch noch das Vertrauen des deutschen Bundesgenossen zu verlieren, gab schließlich den Ausschlag. Vom 14. Juli an waren sich die maßgeblichen Männer über das Vorgehen gegen Serbien einig. An diesem Tag fand eine Besprechung Berchtolds mit dem österreichischen Ministerpräsidenten Karl Grafen Stürgkh, dem ungarischen Ministerpräsidenten Tisza und dem königlich ungarischen Minister am allerhöchsten Hoflager Stefan Burian statt, in der ein an Serbien zu richtendes Ultimatum beschlossen wurde. Es sollte bis zum 19. Juli redigiert und dem Ministerrat vorgelegt werden. Wegen des Staatsbesuches des französischen Staatspräsidenten Poincaré vom 20. bis zum 25. Juli in Petersburg legte man die Überreichung des Ultimatums in Belgrad erst für den 25. Juli fest. Nach dem Bericht Berchtolds an Kaiser Franz Joseph vom 14. Juli waren die an diesem Tag festgesetzten Forderungen des Ultimatums, für dessen Annahme der serbischen Regierung eine Frist von 48 Stunden zugestanden werden sollte, so scharf, „daß mit der Wahrscheinlichkeit einer kriegerischen Auseinandersetzung gerechnet werden muß. Falls Serbien aber trotzdem nachgeben und unseren Forderungen entsprechen sollte, so würde ein solches Vorgehen des Königreichs nicht nur eine tiefe Demütigung desselben und pari passu damit eine Einbuße des russischen Prestiges am Balkan bedeuten, sondern auch für uns gewisse Garantien in der Richtung der Einschränkung der großserbischen Wühlarbeit auf unserem Boden involvieren."

Graf Tisza hatte seine Zustimmung zu dem geplanten Vorgehen gegen Serbien allerdings nur unter der Bedingung gegeben, „daß noch vor Stellung des Ultimatums in einem gemeinsamen Ministerrat der Beschluß gefaßt werde, daß die Monarchie — abgesehen von kleineren Grenzregulierungen — keinen Landerwerb aus dem Krieg gegen Serbien anstrebe". Die Mehrzahl der Generäle mag zwar ebenso gedacht haben wie der Sektionschef im österreichisch-ungarischen Außenministerium, Johann Graf Forgach, daß man dieser Forderung Tiszas ruhig nachgeben konnte, weil „nach einem hoffentlich (!) siegreichen Krieg" die Lage ohnedies anders aussehen würde. Trotzdem ist die Aktion gegen Serbien nicht von dem österreichischen Wunsch nach einem Eroberungskrieg ausgelöst worden, sondern von der Vorstellung, durch die Züchtigung eines Staates, der offen die Heimholung der österreichischen Staatsbürger südslawischer Nationalität proklamierte, das „Piemont" des Balkans in seine Schranken zu weisen und damit den Bestand und das Ansehen der Monarchie zu sichern.

Von diesem Gesichtspunkt wurde auch die Formulierung des Ultimatums bestimmt, das, wie vorgesehen, am 19. Juli dem Ministerrat vorlag und angenommen wurde. Am Tag vorher hatte aber in Petersburg der russische Außenminister Sasonow dem deutschen Botschafter Grafen Pourtalès unmißverständlich versichert: „Es wäre ungerecht, das ganze serbische Volk für das Verbrechen eines einzelnen verantwortlich zu machen. Rußland würde es nicht dulden können, daß Österreich-Ungarn Serbien gegenüber eine drohende Sprache führe oder militärische Maßregelungen treffe. Die Politik Rußlands sei friedliebend, aber nicht passiv." Allein in Berlin war man ohnedies mit der „Entschlußlosigkeit und Zerfahrenheit" des Bündnispartners nicht zufrieden und dachte daher gar nicht daran, Österreich-Ungarn noch weiter zu bremsen. Aber auch in Wien wurden jene Männer, die auf Grund ihrer Unterredungen mit den diplomatischen Vertretern der Großmächte warnten, nicht gehört. So hatte z. B. Graf Heinrich Lützow dem Grafen Berchtold nach einem Gespräch mit dem britischen Botschafter in Wien, Bunsen, gemeldet, daß dieser vom russischen Botschafter wisse, „daß jede bewaffnete Aktion unsererseits gegen Serbien sofort und automatisch eine militärische Gegenaktion seitens Rußlands hervorrufen werde". Berchtold war aber offenbar nicht mehr in der Lage, den nun einmal eingeschla-

genen Weg zu verlassen: Am 21. Juli legte er das Ultimatum an Serbien in Ischl Kaiser Franz Joseph vor, der es zwar schweren Herzens, aber ohne Änderungen genehmigte. An demselben Tag sagte der seinerseits zum Krieg entschlossene französische Präsident Poincaré in Petersburg zum österreichischen Botschafter Szápáry: „Serbien hat warme Anhänger im russischen Volk. Und Rußland hat einen Bundesgenossen, Frankreich. Was können sich da für Verwicklungen ergeben . . ."

Vermittlungsversuche

Der Text der im wesentlichen von Baron Musulin formulierten offiziellen österreichischen „Demarche" an Serbien, der schon am 20. Juli an den österreichisch-ungarischen Gesandten in Belgrad, Giesl, abgesendet worden war, enthielt die Forderung nach der offiziellen Verurteilung und Unterdrückung der gegen Österreich-Ungarn gerichteten Propaganda durch die serbische Regierung sowie nach der Verhaftung und Bestrafung der durch die Untersuchung in Sarajewo komprimittierten serbischen Staatsbeamten. Die härtesten Bedingungen wurden in Punkt 5 und 6 gestellt, nach denen sich die serbische Regierung zur Einwilligung zu verpflichten hatte, „daß in Serbien Organe der k. u. k. Regierung bei der Unterdrückung der gegen die territoriale Integrität der Monarchie gerichteten subversiven Bewegung mitwirken" und „eine gerichtliche Untersuchung gegen jene Teilnehmer des Komplotts vom 28. Juni einzuleiten, die sich auf serbischem Territorium befinden; von der k. u. k. Regierung hiezu delegierte Organe werden an den diesbezüglichen Erhebungen teilnehmen".

Das Ultimatum wurde von Giesl am 23. Juli um 18 Uhr in Belgrad dem interimistischen serbischen Ministerpräsidenten Paču übergeben. Es war bis zum 25. Juli, 18 Uhr, befristet. Giesl erklärte, daß er, falls bis zu diesem Zeitpunkt keine oder eine ungenügende Antwort eintreffe, mit dem Personal der Gesandtschaft Belgrad verlassen werde. Die serbische Antwort traf zwei Minuten vor Ablauf der Frist ein. Unterdessen hatte Rußland der serbischen Regierung bereits seine unbedingte Hilfe zugesichert und der Zar unter dem Druck der russischen Generäle die Teilmobilisierung befohlen. Die serbische Stellungnahme war trotzdem so geschickt formuliert, daß Kaiser Wilhelm II. beim ersten Durchlesen den Eindruck völligen Nachgebens gewann und an den Rand notierte: „Ein großer moralischer Erfolg für Wien, aber damit fällt jeder Kriegsgrund fort, und Giesl hätte ruhig in Belgrad bleiben sollen. Daraufhin hätte ich niemals die Mobilmachung befohlen." Wilhelm II. übersah dabei, daß die serbische Regierung Punkt 5 und 6 ebenso konziliant wie entschieden abgelehnt hatte, was Giesl zum sofortigen Abbruch der diplomatischen Beziehungen veranlaßt hatte, der wiederum den Mobilmachungsbefehl für acht Armeekorps durch Kaiser Franz Joseph bewirkte.

Nachdem sowohl in Rußland als auch in Österreich die Kriegsmaschine bereits in Gang gesetzt worden war, blieben alle Vermittlungsversuche vergebens. Der vom englischen Außenminister Grey am 26. Juli ausgehende Vorschlag, Deutschland, Frankreich und Italien sollten ihre Botschafter in London beauftragen, gemeinsam mit dem Foreign Office „einen Ausweg zu finden, um Verwicklungen zu verhindern", also ein Viermächte-Schiedsgericht mit der Regelung des Konflikts der Monarchie mit Serbien und Rußland zu betrauen, wurde trotz der intensiven Befürwortung Lichnowskys — „Ich möchte dringend davor warnen, an die Möglichkeit der Lokalisierung auch fernerhin zu glauben" — von Deutschland zurückgewiesen. Der deutsche Reichskanzler war der Meinung, daß das Deutsche Reich „Österreich in seinem Serbenhandel nicht vor ein europäisches Gericht ziehen" könne. Darüber hinaus legte Staatssekretär Jagow dem österreichischen Botschafter in Berlin eher eine Beschleunigung der österreichischen Mobilisierung nahe, die ebenso wie die russische auch nicht auf sich warten ließ.

Am 26. Juli genehmigte Kaiser Franz Joseph das Manifest „An Meine Völker", am 27., mit Datum vom 28., die Kriegserklärung an Serbien. Dem Konzept der Kriegserklärung lag ein von Hoyos und Musulin verfaßter Immediatbericht Berchtolds an den Kaiser bei, in dem auch eine Meldung des IV. Korpskommandos erwähnt wurde, nach der es bei Temes-Kubin bereits zu einem von serbischen Truppen eröffneten Gefecht gekommen sei. Ein auf dieses Gefecht bezüglicher Passus befand sich auch in der von Franz Joseph unterzeichneten Kriegserklärung, der jedoch nach der Genehmigung infolge eines unterdessen eingelangten Dementis wieder gestrichen wurde. Der schwere Entschluß zum Krieg ist dem alten Kaiser wohl auch nicht durch die Meldung über Temes-Kubin, sondern durch die noch immer optimistischen Berichte über die internationale Lage von seiten seiner Diplomaten erleichtert worden.

Alles erklärt den Krieg

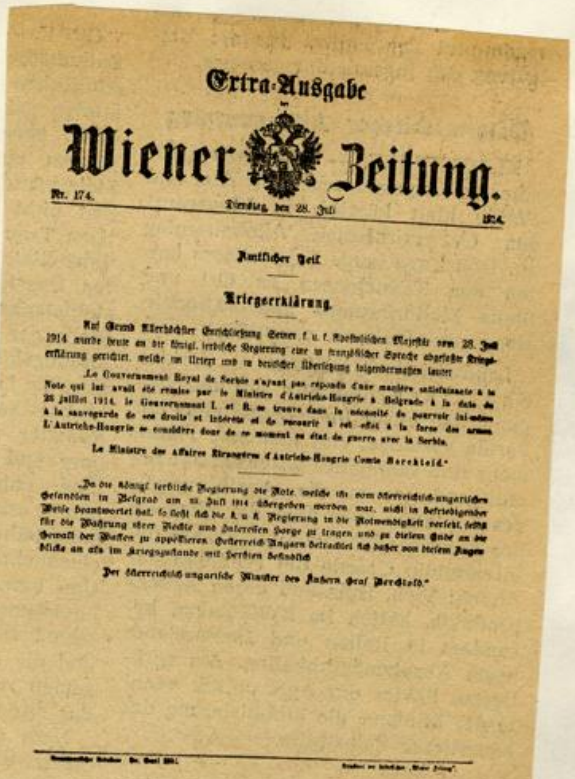
In Wirklichkeit mußte die österreichisch-ungarische Kriegserklärung an Serbien trotz aller glaubwürdigen Versicherungen, keine Gebietserwerbungen auf Kosten Serbiens vorzunehmen, zwangsläufig alle jene Reaktionen auslösen, die durch das im Zeitalter des Imperialismus entstan-

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Nr.: TAG:

dene Bündnissystem vorgegeben waren. Weder Deutschland noch Frankreich hatten ihre Bündnispartner rechtzeitig zurückhalten wollen. Die Einlenkungs- und Vermittlungsversuche, die die deutsche Reichsregierung nach dem 28. Juli machte, kamen zu spät. Berchtold konnte nicht mehr zurück und auch der anfangs keineswegs grundsätzlich kriegerische russische Außenminister Sasonow, der noch nach dem 28. mit Österreich direkt verhandeln wollte, wollte die russische Kriegsmaschine nun nicht mehr aufhalten: Am 30. Juli unterschrieb Zar Nikolaus II. nach langem Zögern den allgemeinen Mobilmachungsbefehl. Am 31. proklamierte Deutschland den „Zustand drohender Kriegsgefahr", dem binnen 48 Stunden die Mobilmachung folgen sollte. Kaiser Franz Joseph genehmigte daraufhin den ihm von Conrad auf Grund eines Telegramms des deutschen Generalstabschefs Moltke vorgelegten allgemeinen Mobilisierungsbefehl mit den Worten: „Wenn die Monarchie zugrunde gehen soll, so soll sie wenigstens anständig zugrunde gehen."

Das deutsche Ultimatum an Rußland vom 31. Juli, binnen zwölf Stunden jede Kriegsmaßnahme gegen Deutschland und Österreich einzustellen, wurde von Rußland nicht angenommen. Nach Ablauf der Frist erklärte Deutschland am 1. August 1914 Rußland den Krieg. Am selben Tag begann Frankreich, das ebenfalls ein deutsches Ultimatum mit der Anfrage, ob es im Falle eines deutsch-russischen Krieges neutral bleiben werde, erhalten hatte, die allgemeine Mobilmachung. Am 3. August erklärte Deutschland Frankreich den Krieg. Das deutsche Ultimatum an Belgien vom 2. August, den Durchmarsch der deutschen Truppen widerstandslos zu gestatten, veranlaßte das ohnehin schon zur Hilfe für Frankreich entschlossene England zu einem Ultimatum an Deutschland, in dem die sofortige Zurückziehung des deutschen Ultimatums an Belgien verlangt wurde. Nachdem die deutschen Truppen nach der belgischen Ablehnung bereits am 3. mit dem Einmarsch in Belgien begonnen hatten, brach England am 4. August die diplomatischen Beziehungen mit dem Deutschen Reich ab, was den Kriegseintritt Großbritanniens bedeutete. Am 6. August folgte die Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Rußland und Serbiens an das Deutsche Reich. Am 11. erklärte Frankreich und am 12. August England Österreich-Ungarn den Krieg. Ein Krieg war ausgebrochen, in dem die „Welt von gestern" und mit ihr die österreichisch-ungarische Monarchie in einem Meer von Blut und Tränen unterging.



Extra-Ausgabe

Wiener Zeitung.

Nr. 174. Dienstag, den 28. Juli 1914.

Amtlicher Teil.

Kriegserklärung.

Auf Grund Allerhöchster Ermächtigung Seiner k. u. k. Apostolischen Majestät vom 28. Juli 1914 wurde heute an die königl. serbische Regierung eine in französischer Sprache abgefaßte Kriegserklärung gerichtet, welche im Urtext und in deutscher Übersetzung folgendermaßen lautet:

Le Gouvernement Royal de Serbie n'ayant pas répondu d'une manière satisfaisante à la Note qui lui avait été remise par le Ministre d'Autriche-Hongrie à Belgrade à la date du 23 juillet 1914, le Gouvernement I. et R. se trouve dans la nécessité de pourvoir lui-même à la sauvegarde de ses droits et intérêts et de recourir à cet effet à la force des armes. L'Autriche-Hongrie se considère donc de ce moment en état de guerre avec la Serbie.

Le Ministre des Affaires Etrangères d'Autriche-Hongrie Comte Berchtold."

„Da die königl. serbische Regierung die Note, welche ihr vom österreichisch-ungarischen Gesandten in Belgrad am 23. Juli 1914 übergeben worden war, nicht in befriedigender Weise beantwortet hat, so sieht sich die k. u. k. Regierung in die Notwendigkeit versetzt, selbst für die Wahrung ihrer Rechte und Interessen Sorge zu tragen und zu diesem Ende an der Gewalt der Waffen zu appellieren. Österreich-Ungarn betrachtet sich daher von diesem Augenblicke an als im Kriegszustande mit Serbien befindlich.

Der österreichisch-ungarische Minister des Äußern Graf Berchtold."

EXTRAAUSGABE der „Wiener Zeitung" am 28. Juli 1914 mit der Kriegserklärung an Serbien.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

DIE ZEIT (Hamburg)

Nr.: 53, TAG: 25. 12. 1981

Vor zwanzig Jahren erschien Fritz Fischers sensationelles Buch „Griff nach der Weltmacht"

Die Todsünde der Hybris

Als die Deutschen Frankreich für immer als Großmacht erledigen wollten – Zwei neue Dokumente / Von Karl-Heinz Janßen

Es gibt viele historische Werke, die unsere Kenntnis nur bereichern und die wir deshalb dankbar aus der Hand legen. Es gibt auch andere, aber wenige, die uns erschüttern, ja umwerfen. Sie treffen den Kern von Vorstellungen, die uns teuer gewesen sind." Mit diesen Worten hat der Publizist Paul Sethe vor zwanzig Jahren in der *ZEIT* (Nr. 47 vom 17. November 1961) seine Rezension über das 900-Seiten-Buch des Hamburger Historikers Fritz Fischer eingeleitet, das den provozierenden Titel trug: „Griff nach der Weltmacht". Es war überhaupt die erste Würdigung dieses zeitgeschichtlichen Werkes, das alles über den Haufen warf, was Generationen deutscher Schulkinder über den Kriegsausbruch von 1914 und über die Politik des Deutschen Reiches im Ersten Weltkrieg gelernt hatten.

Zwei Jahrzehnte danach ist den Nachgewachsenen kaum noch begreiflich zu machen, warum Fischers Thesen die Gelehrtenwelt und die öffentliche Meinung so leidenschaftlich aufwühlen konnten (ein großer Teil der Fischer-Kontroverse in den folgenden Jahren wurde in diesem Blatt ausgetragen). Der unerbittliche Moralist aus Hamburg hatte mit seiner schonungslosen Offenlegung der imperialistischen Habgier des Kaiserreiches („der guten, alten Zeit") und der nationalistischen Verblendung, die damals weite Teile des Volkes ergriffen hatte, ins Mark bundesrepublikanischen Selbstverständnisses getroffen. Gerade hatte sich der Bürger in der restaurierten Wohnstube der Adenauer-Zeit behaglich eingerichtet, mit dem beruhigenden Gefühl, daß Deutschland zwar den Zweiten Weltkrieg verschuldet habe, in den Ersten jedoch „reinen Herzens" hineingetapst sei; die Hitlerschen Raub- und Eroberungszüge wären also nur ein einmaliger Betriebsunfall unserer Geschichte gewesen. Das sensationelle Buch zwang nun zu einer schmerzhaften Revision der ferneren Zeitgeschichte.

Ziel: Vormacht in Europa

Fischer und seine Schüler hatten sich in den fünfziger Jahren, als in Ost und West die riesigen Aktenbestände aus der Kaiserzeit deutschen Forschern verfügbar wurden, die Frage gestellt: Wie würde Europa und die Welt ausgesehen haben, wenn Deutschland 1914 den Krieg gewonnen hätte? Eine erste Antwort fanden sie in einem Dokument, das sie im Deutschen Zentralarchiv Potsdam in den Akten der ehemaligen Reichskanzlei entdeckt hatten: das von ihnen sogenannte Septemberprogramm, eine Kriegszieldenkschrift des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg, die er am 9. September 1914 — auf dem Höhepunkt der kriegsentscheidenden Marneschlacht zwischen Paris und Verdun — aus dem Großen Hauptquartier in Luxemburg an den Vizekanzler in Berlin, den Staatssekretär des Innern, Clemens von Delbrück, gesandt hatte. Diese „vorläufige Aufzeichnung über die Richtlinien unserer Politik beim Friedensschluß" hatte sich der Kanzler von seinem nächsten Mitarbeiter, dem noch jungen Legationsrat und politischen Publizisten Kurt Riezler, anfertigen lassen, damit das Reich „für die Eventualität plötzlicher Verhandlungen" über einen Präliminarfrieden gewappnet sei.

Das „allgemeine Ziel des Krieges" war darin gleich zu Anfang umschrieben worden: „Sicherung des Deutschen Reiches nach West und Ost auf erdenkliche Zeit. Zu diesem Zweck muß Frankreich so geschwächt werden, daß es als Großmacht nicht neu erstehen kann, Rußland von der deutschen Grenze nach Möglichkeit abgedrängt und seine Herrschaft über die nichtrussischen Vasallenvölker gebrochen werden", ein Maximalziel, an dem die Reichsleitung und die Machteliten (Militär, Ministerialbürokratie, Wirtschaftsverbände, rechte Parteien, Professorenschaft, Bundesfürsten) durch alle Höhen und Tiefen des Krieges bis unmittelbar vor dem Zusammenbruch im Herbst 1918 festgehalten haben.

Kernstück des Planes war „die Gründung eines mitteleuropäischen Wirtschaftsverbandes durch gemeinsame Zollabmachungen", also eines gemeinsamen Marktes, dem die besiegten Länder Frankreich und Belgien, die neutralen Staaten Holland und Dänemark, das erst noch von russischer Herrschaft zu befreiende Polen, das verbündete Österreich-Ungarn und vielleicht auch Italien, Norwegen und Schweden angehören sollten. Bei scheinbarer Gleichberechtigung der Mitglieder sollte Deutschland die Führung zufallen, „die wirtschaftliche Vorherrschaft". Im

Widerspruch dazu sollte Frankreich wirtschaftlich völlig von Deutschland abhängig werden.

Für unerläßlich hielt der Reichskanzler die Abtretung des lothringischen Erzgebietes von Briey, auf das die deutsche Schwerindustrie schon seit Jahren begehrliche Blicke geworfen hatte, außerdem eine hohe Kriegsentschädigung. Belgien sollte die Festung Lüttich abtreten, Luxemburg deutscher Bundesstaat werden. Das Königreich Belgien, das von den deutschen Armeen unter Bruch des Völkerrechts überfallen worden war, sollte „zu einem Vasallenstaat herabsinken" (eine Lieblingsidee Riezlers); ihm könne man dann getrost die französische Kanalküste angliedern. Dem Urteil der Militärs wollte man es überlassen, ob Frankreich die burgundische Festung Belfort und den Küstenstrich von Dünkirchen bis Boulogne an Deutschland abtreten müsse. Als weiteres großes Kriegsziel wurde „die Schaffung eines zusammenhängenden mittelafrikanischen Kolonialreichs" angestrebt (vor allem auf Kosten der Belgier und Franzosen), in einem Nachtrag „ein engeres Verhältnis" Hollands zum Deutschen Reich in Aussicht genommen — die niederländischen Kolonien in Südostasien gleich eingeschlossen.

Der Streit der Historiker entzündete sich an der Frage, ob diesem (zunächst ja unverbindlichen) Programm eine defensive oder eine offensive Haltung zugrunde gelegen habe. Für die Fischer-Schule stand es fest: Die Kriegszielpolitik habe lediglich die imperialistischen Zielrichtungen der Vorkriegspolitik wiedereingenommen — von da war es dann nicht mehr weit zu der These, Deutschland habe den Ersten Weltkrieg bewußt herbeigeführt, um nach der Weltmacht, ja Weltherrschaft zu greifen. Freilich, als sich der Pulverdampf der ersten Professorenfehden verzogen hatte, mochte kein Historiker mehr bestreiten, daß Bethmann Hollweg im Juli 1914, nach dem Attentat von Serajewo, bewußt einen Weltkrieg riskiert hatte — „aus Furcht und Verzweiflung", meinten die einen; in der Absicht, die deutsche Vorherrschaft auf dem Kontinent zu erringen, vermuteten die anderen.

Fischer ist der Beweis einer Kontinuität insoweit gelungen (wie es der Tübinger Historiker Hans Rothfels formulierte), „als in den Kriegszielen nichts auftaucht, was nicht vorher schon in der allgemeinen Richtung oder in konkreten Einzelforderungen vor der deutschen Öffentlichkeit diskutiert, ja mit mehr oder weniger starkem Wunschdenken als erreichbar dargestellt oder als Lebensnotwendigkeit bejaht worden war". Bis auf die Sozialdemokraten hatten sich eigentlich alle gesellschaftlichen Gruppen an diesen Spielchen beteiligt. Rudolf Augstein, Vorkämpfer der Fischer'schen Geschichtsaufklärung, hat den Tatbestand auf seine Weise treffend beschrieben: „Kriegsziele schlummern als giftige Zwerge im Unterbewußtsein der Völker. Erst die Elefantiasis des Krieges bringt sie ans Licht und zum Wachsen."

Ein anderer Hamburger Historiker, Egmont Zechlin, schwerverwundeter Veteran des Ersten Weltkrieges, hat viel Scharfsinn darauf verwendet, das von Fischer entdeckte Kriegszielprogramm zu bagatellisieren. Ihm wollte es so scheinen, als ob da eine diskutierende Gruppe um eine Schreibmaschine herumgestanden und eilfertig alles zu Papier habe bringen wollen, was ihr an Kriegszielen noch so einfiel. Fischer konnte aber nachweisen — und die später veröffentlichten Tagebücher Riezlers bestätigten es —, daß schon seit den ersten Kriegstagen in Berlin und später im Hauptquartier über Einzelheiten des Programms nachgedacht worden ist. Gerhard Ritter, Anfang der sechziger Jahre der Nestor der deutschen Historikerschaft und sicherlich der schärfste Kritiker Fischers, dessen Aufräumarbeit ihn an politisches Flagellantentum erinnerte, hat immerhin den Inhalt der Septemberdenkschrift ernst genommen, als Zeichen, daß selbst ein so besonnener und sittlich überragender Politiker wie Bethmann Hollweg — „der Philosoph von Hohenfinow" — „auf dem Höhepunkt deutscher Waffenerfolge den Gedanken der reinen Abwehr aufgegeben" und die Machtverhältnisse in Mittel- und Westeuropa gründlich habe umgestalten wollen.

Nicht ganz zu übersehen ist, wessen Gedanken im einzelnen in die Denkschrift eingeflossen sind. Gewiß haben der AEG-Chef Walther Rathenau und der Bankier Karl Helfferich den wirtschaftlichen Teil mitbestimmt; natürlich kursierten in Luxemburg auch die annexionistischen Eingaben von Parlamentariern wie Erzberger, von Industriellen wie Thyssen, von den chauvinistischen Alldeutschen; mit den Herren vom Generalstab, vom Militärkabinett und mit Großadmiral von Tirpitz, dem Staatssekretär im Reichsmarineamt und Schöpfer der Hochseeflotte, sprach man ohnehin jeden Tag; selbst die bombastischen Einfälle des Kaisers mußten sich irgendwo noch niederschlagen. Die letzten Zusammenhänge sind noch keineswegs bloßgelegt.

Wir veröffentlichen heute zum erstenmal zwei Dokumente, die aus jener Phase der Meinungsbildung stammen, als eine siegesberauschte Nation täglich mit der Kapitulation Frankreichs rechnete. Das eine hat der Fischer-Schüler Bernd F. Schulte („Die deutsche Armee 1900—1914") ausgegraben*. Es ist ein Brief, den der ehemalige Marineattaché in London, Kapitän zur See Widenmann, an Großadmiral von Tirpitz gerichtet hat. Erstaunlich viel daraus ist in Bethmann Hollwegs Denkschrift wiederzufinden. Wie sind diese Parallelen in den Gedankengängen so unterschiedlicher, ja untereinander verfeindeter Kreise wie Kanzlerstab, Industrie, Heer, Marine entstanden? Haben vielleicht Industrielle mit Hilfe der Alldeutschen Stichworte verteilt? Oder hatte bereits die Vorkriegsdiskussion solch tiefe Spuren hinterlassen, daß man in gewissen Kreisen im Gleichklang dachte? Oder gab es einen geheimnisvollen Dritten, der verschiedene Persönlichkeiten als Mittler vorschickte? Oder ergaben sich diese Kriegsziele — Mitteleuropa, Ausbeutung Frankreichs, Annexion der Rhein- und Scheldemündung — einfach aus der Kriegslage, so daß jeder darauf kommen mußte?

** vollständig in: Bernd F. Schulte, „Europäische Krise und Erster Weltkrieg. Beiträge zur Militärpolitik des Kaiserreichs 1871 bis 1914", das Anfang 1982 bei Peter Lang, Frankfurt, erscheint*

Bemerkenswert, wie früh man in der Flotte bereits erkannt hat, daß der Krieg mit England noch lange dauern werde, darum auch die Spekulation, mittels einer saftigen Kriegsentschädigung aus Frankreich neue Kriegsschiffe bauen zu können. Wenige Wochen, und diese Träume waren jäh verflogen.

Das zweite Dokument — das Professor Fischer demnächst in einer Studie herausbringen will — enthält zehn Bedingungen, die der deutsche Botschafter in Washington, Graf Bernstorff, einem amerikanischen Gesprächspartner übergeben hat. Vielleicht waren sie bereits aufgesetzt, als er Mitte August 1914 von Berlin nach New York abreiste. Man wollte für eine mögliche amerikanische Friedensvermittlung vorbauen — kein Wunder, daß in diesen keineswegs unbescheidenen Forderungen jeder Hinweis auf das geschändete Belgien und Mitteleuropa fehlt. Beides hätte

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

amerikanische Interessen und Gefühle verletzt.

Dreieinhalb Jahrzehnte nach dem selbstverschuldeten Untergang des Deutschen Reiches muten diese (schon seinerzeit realitätsfernen) machtpolitischen Ziele grotesk an. Doch sie waren blutige Wirklichkeit, Ergebnis dessen, was Paul Sethe 1961 „die politische Todsünde der Hybris" genannt hat. Wenn wir heute unbefangen über diese so lange verborgenen dunklen Seiten unserer Vergangenheit reden können, so ist das jenem kühnen Wurf Fritz Fischers zu danken. Golo Mann urteilte bereits 1962, ungeachtet seiner Vorbehalte gegen Fischers Methoden und Thesen: „Die Forscherleistung, die Bereitschaft zur rückhaltlosen nationalen Selbstkritik verdienen allen Respekt."

Dokument I

Aus einem Brief Kapitän Widenmanns an Großadmiral von Tirpitz

Nordsee (S.M.S. „Kolberg"), 29. August 1914

Euer Exzellenz!

... Nur die Größe der finanziellen Kriegsentschädigung wird zunächst die Mittel für den weiteren Ausbau der Flotte der Nation schmackhaft machen können, bis auch die Zweifler sehen werden, daß gegen England weiter gerüstet werden muß. Den während des Krieges mit allen Mitteln inszenierten Kampf gegen unser Wirtschaftsleben wird England auch nach dem Frieden fortsetzen und hat dabei den Vorteil, daß wir durch den Krieg an Boden verloren haben, den unsere anderen Konkurrenten, nicht zuletzt Amerika, gewonnen haben und nicht gutwillig werden wieder abtreten wollen. Gegen diesen Verlust scheint mir neben dem weiteren Ausbau unserer Flotte nur ein Weg offen, die „Konstituierung des mitteleuropäischen Zollverbandes" unter *Einschluß von Frankreich*. Die hierin drohende Gefahr für England deutete Sir Edward Grey in seiner Rede an, in der er die Kriegserklärung gegen uns motivierte. Also muß sie eine unserer Friedensbedingungen sein, die wir Frankreich auch gegen den Willen Englands abtrotzen müssen. Österreich wird ohne weiteres mitmachen wollen; Belgien wird zum Eintritt gezwungen, dadurch daß es Reichsland bleibt; das so eingekeilte Holland wird nicht zu seinem Nachteile mitmachen müssen; in den skandinavischen Ländern wurde dieser Gedanke schon vor Ausbruch des Krieges poussiert; Italien, die Schweiz und die Balkanländer werden sich von dem central liegenden, wie ein Magnet wirkenden Bunde nicht ausschließen können ...

Um aber England gegenüber auch militärisch diese wirtschaftlichen Bedingungen durchsetzen zu können, muß meiner Ansicht nach außer der Einverleibung Belgiens in das Reichsgebiet auch Nordfrankreich soweit deutsch werden, daß der Besitz von Dünkirchen, Calais und Boulogne militärisch verteidigt werden kann. Wenn Deutschland hierdurch vor den Toren Londons sitzt und den direkten Zutritt zum Kanal in Händen hat, wird zwar die Freundschaft Englands nicht wachsen, aber ein Mittel gegeben sein, gegen die zukünftige Feindschaft besser gewappnet zu sein. Wie weit unsere lothringische und elsässische Grenze weiter westlich vorgeschoben werden muß, um gegen Revanchegelüste Frankreichs sicher zu sein, muß der Entscheidung der Militärs überlassen bleiben, um so weniger werden wir dem Revanchegedanken Nahrung geben, und um so weniger wird der schon durch Belgiens Einverleibung unvermeidliche Zuwachs an fremden Elementen gesteigert werden ...

Unsere afrikanischen Kolonien muß England von neuem in altem Besitzstande anerkennen; der Kongostaat fällt mit Belgien an das Reich; ebenso der französische Kongo. Und um eine Etappenstraße nach dem afrikanischen Kolonialbesitz zu sichern, muß England in den käuflichen Erwerb einer der portugiesischen oder spanischen Inseln des atlantischen Ozeans einwilligen.

Holland sollte deutsch werden

Schwieriger wird die Frage einer Entschädigung für den Fall, daß Tsingtau von den Japanern genommen wird. Selbst, wenn man von England erzwingen könnte, diesen Besitz an Deutschland zurückzugeben, ist die Frage, ob ersteres in der Lage ist, es wieder von Japan zurückzuerhalten. Wenn es das deutsche Prestige Japan gegenüber zuläßt, und die wirtschaftliche Stellung des deutschen Handels nicht etwas positiveres im Norden verlangt, würde England am meisten gestraft sein, wenn es Britisch-Borneo als Entschädigung abtreten müßte, durch dessen Besitz das deutsch-niederländische Kolonialreich eine wertvolle Stärkung erfahren würde.

Damit ist die Frage der politischen Stellung *Hollands* angeschnitten, die neben dem wirtschaftlichen Anschluß an den mitteleuropäischen Zollverband geklärt werden muß. Zwingen tut hierzu die Lage Antwerpens zur holländischen Scheldemündung. Diese und Antwerpen sind der gegebene neue deutsche Kriegs- und Handelshafen des Westens. Der Kriegshafen fordert, daß sein Zugang zum Meer an beiden Seiten vom Reichsgebiet umschlossen wird. Um Holland zu diesem Zugeständnis zu bewegen, müßten ihm in anderen belgischen Gebietsteilen Opfer gebracht werden. Die Garantie seiner Unabhängigkeit im Deutschen Reiche nach Analogie der übrigen Bundesstaaten wäre das wünschenswerteste für uns, wenn Holland selbst zu bewegen ist, ins Deutsche Reich einzutreten.

Jedenfalls muß der Gedanke an den Besitz Antwerpens *mit* der Scheldemündung und an den der ganzen belgisch-französischen Kanalküste bis einschl(ießlich). Boulogne schon jetzt so sehr Allgemeingut von Deutschland werden, daß ein Frieden ohne diesen Zuwachs überhaupt eine Unmöglichkeit wird.

Das Bild würde nicht vollständig sein, wenn der Osten nicht mit hineingenommen würde. *Österreich* steht uns dabei am nächsten. Es müßte seine Entschädigung in Nordserbien mit Belgrad, dann Montenegro (Sandschak), Albanien und russischem Gebiet finden, soweit es nicht polnisch ist. Der Widerstand Italiens gegen ein österreichisches Albanien müßte durch das Angebot von Savoyen und Südfrankreich gebrochen werden.

Den Rest von Serbien, das als politischer Staat verschwinden muß, müßte *Bulgarien* erhalten.

Rumänien müßte sich auf Kosten Rußlands über Bessarabien hinaus bis zur Krim ausdehnen dürfen und schließlich

die *Türkei* den Kaukasus bis zur Grenze des Don-Gebietes und Astrachan einverleiben.

Schweden müßte sich in Finnland entschädigen dürfen. Ich würde den vier letztgenannten Reichen schon heute diese Gebietserweiterungen, die alle auf Kosten unserer Feinde gehen, auf diplomatischem Wege vorschlagen, um ihnen das Eingreifen in den Weltkrieg zu erleichtern, und damit sie sich ein Anrecht auf Gebietszuwachs erwerben.

Ein selbständiges *Polen*, soweit Russisch-Polen in Frage kommt, könnte uns als Pufferstaat nur erwünscht sein. Unsere Polen müßten zwischen Preußen und dem neuen Polen optieren dürfen. Entscheiden sie sich für letzteres, so müßten sie auswandern.

Am schwersten wird die Frage sein, ob sich Deutschland mit einem Zuwachs an russischem Gebiet selbst beteiligen und ob das ethnographisch schon jetzt bunt zusammengesetzte Reich sich mit noch weiteren Ausländern belasten soll. So wünschenswert es erscheinen mag, Rußland dadurch in Strafe zu nehmen, daß man es zu Gebietsabtretungen an Deutschland zwingt, so fraglich erscheint der Gewinn. Wenn es sich um Gebiete handelt, dürften meiner Ansicht nach nur die eisfreien Küstengebiete der Ostsee in Frage kommen, um Rußland an der empfindlichsten Stelle zu treffen . . .

Euer Exzellenz gehorsamst ergebener
(gez.) Widenmann

Dokument II

Berlin, 13. 2. 1919

Welches wären die Bedingungen eines siegreichen Deutschlands gewesen? Graf Bernstorff, der frühere deutsche Gesandte *(sic!)* in Washington, gab 1914 die Waffenstillstandsbedingungen bekannt, die Deutschland, welches sich damals siegreich glaubte, Frankreich auferlegen wollte. Die Bedingungen waren in folgenden 10 Punkten enthalten:

1. Abtretung aller französischen Kolonien,
2. Abtretung der nordöstlichen Gebiete Frankreichs,
3. Auferlegung einer Kriegsentschädigung von zehn Milliarden,
4. Abschaffung aller Einfuhrzölle auf deutsche Waren nach Frankreich und dies auf die Dauer von 25 Jahren; Deutschland behält sich das Recht vor, auf die französischen Erzeugnisse, die nach Deutschland eingeführt werden sollen, einen Zoll zu erheben;
5. Frankreich gibt die allgemeine Wehrpflicht auf 25 Jahre auf,
6. Schleifung aller französischen Festungen,
7. Auslieferung von drei Millionen Gewehren, 2000 Kanonen, 40 000 Pferden,
8. die deutschen Patente müssen in Frankreich spezielle Vorrechte genießen,
9. Frankreich muß jegliches Bündnis mit Rußland und England aufgeben,
10. Frankreich muß auf 25 Jahre ein Bündnis mit Deutschland schließen.

(Bleistiftbemerkung Bernstorffs):
„Über diesen Funkspruch berichtete ich an den Herrn St(aats). Sekr(etär).“* B(ern)st(orff). 18./2. 1919.

*) Es handelt sich um Ulrich von Brockdorff-Rantzau vom Auswärtigen Amt

RBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Nr.: TAG:

Der Siegesrausch war schon verflogen: Soldaten-Weihnacht 1914

Aufnahme: Ullstein/Kühlewindt – Otto Haeckel

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG

Nr.: 154, TAG: 8. 7. 1982

Keiner konnte sich dem Teufelskreis entziehen

Die europäischen Mächte im Juli 1914

Von Professor Dr. Egmont Zechlin

Als die Reichsleitung am 5./6. Juli 1914 mit der sogenannten Blankovollmacht Österreich-Ungarn freie Hand für eine „Aktion" gegen Serbien gab, wollte sie nicht nur das verbündete Habsburger-Reich stützen und erhalten, sondern einer sich anbahnenden Machtverschiebung im Staatensystem entgegenwirken. Die Sorgen, die sich in diesen Wochen zuspitzten und tieferliegende Ursachen hatten, betrafen:

1. Umwälzungen in Südosteuropa. Nachdem Rußland dort in den achtziger Jahren unter dem ideologischen Banner des Panslawismus eine Kriegsgefahr heraufbeschworen hatte, boten sich ihm mit den Siegen der Balkanstaaten über die europäische Türkei von 1912 Chancen, den Machtkampf mit der Habsburger-Monarchie um die Vorherrschaft in diesem Raum wieder aufzunehmen. Im Frühjahr 1914 betrieb die russische Diplomatie mit Unterstützung der französischen die Gründung eines neuen Bundes der Balkanstaaten unter dem Protektorat des Zaren. Für diesen Fall rechnete man am Quai d'Orsay und im Foreign Office mit einer Streitmacht von fast einer Million Bajonetten, die einen enormen Einfluß auf das europäische Gleichgewicht haben würde und im Stande sei, die Streitkräfte Österreich-Ungarns „lahmzulegen", so daß Deutschland nicht mehr mit dem Beistand dieses Bündnispartners rechnen könne.

2. Aus Nachrichten, die der deutschen Führung insgeheim aus der russischen Botschaft in London zugingen, ergab sich, daß die Tripleentente im Begriff war, sich zu einem fester gefügten Allianzsystem zu entwickeln. Dem sollte eine Marinekonvention zwischen Rußland und England dienen, die analog der französisch-englischen von 1912 auch eine politische Bindung für das Inselreich bedeutete — „ein letztes Glied in der Kette", kommentierte Bethmann Hollweg am Abend der Blankovollmacht. In London konnte man sich dem Drängen des französischen und des russischen Ententepartners um so weniger entziehen, als Rußland dafür ein Junktim mit einem neuen umfassenden Abkommen über Mittelasien anbot, mit dem es sich zur Zurückhaltung in Persien und damit für die „Sicherheit Indiens" verbürgte.

Damit verdichtete sich nach dem Höhepunkt der imperialistischen Offensive der Jahrhundertwende ein Entwicklungsprozeß, mit dem die Tripleentente durch Abgrenzung ihrer Interessensphären in der Kolonial- und Weltpolitik Kräfte freibekam, um sich wieder mehr den Konflikten und Krisen in Europa zuzuwenden. Wollte man sich hier der Dynamik des aufsteigenden Deutschen Reiches erwehren, so geriet Deutschland in Gefahr, einem konzentrischen Druck ausgesetzt zu werden, wie er Bismarck als „cauchemar des coalitions" bis in die Tage seines Todes beunruhigt hatte. Zumindest drohte seine Bewegungs- und Handlungsfreiheit als Großmacht und in der Weltpolitik eingeschränkt zu werden.

3. mußte der deutsche Generalstab und damit die Reichsleitung in Zukunft mit einer militärischen Unterlegenheit rechnen. Während über der k. u. k. Armee das Damoklesschwert einer Zersetzung durch die Nationalitätenbewegungen schwebte, verfügte Rußland etwa 1916 mit dem Abschluß einer großen Heeresreform und des strategischen Eisenbahnnetzes in Polen über ein Massenheer jener russischen „Dampfwalze", die imstande zu sein schien, auf Berlin zuzurollen, wenn die deutsche Hauptmacht im Feldzug in Frankreich engagiert war. Bethmann Hollweg begründete denn auch die Entscheidung für die Blankovollmacht mit „Rußlands wachsenden Ansprüchen und ungeheurer Sprengkraft", die in wenigen Jahren nicht mehr abzuwehren seien, „zumal wenn die jetzige europäische Konstellation bleibt". „Die Zukunft gehört Rußland, das wächst und wächst und sich als immer schwererer Alp auf uns legt." Im Juli 1912 hatte er dort während einer Reise den Eindruck von „Reichtum an Bodenschätzen und derber Menschenkraft" gewonnen und sann beim Blick auf den Park seines Gutes Hohenfinow in der Mark Brandenburg darüber nach, „ob es Zweck habe, neue Bäume zu pflanzen; in wenigen Jahren wären die Russen doch da". Auch nach dem Kriege suchte Bethmann Hollweg seine Politik in der Juli-Krise damit zu rechtfertigen, daß mit einer Preisgabe Österreich-Ungarns „Moskaus kampfloser Triumph eine Epoche schweren russischen Drucks eingeleitet" worden wäre und Deutschland dies nur „als östlichem Winken gegenüber gefügiger Vasall" überlebt hätte.

Der schwerwiegende Wandel in der Lagebeurteilung in den Wochen und Monaten vor dem Attentat von Sarajevo veranlaßte die deutsche Führung, den lokalen österreichisch-serbischen Konflikt zur präventiven Abwehr der zunehmend gefährlicher erscheinenden außenpolitischen Bedrohung zu benutzen. Dieser primär und der Intention nach defensiven Aufgabe der Sicherung und Stärkung der internationalen Position des Reiches und seiner Bewegungsfreiheit in der Weltpolitik galt die deutsche Politik im Juli 1914.

Dagegen lassen sich keinerlei Zeugnisse aus der Vorkriegsgeschichte oder gar der Julikrise für die These erbringen, daß die deutsche Regierung — womöglich gar seit einem sogenannten „Kriegsrat" vom Dezember 1912 — zielstrebig in Übereinstimmung mit den „imperialistischen Eroberungszielen der nationalen Führungsschicht" einen Expansionskrieg mit Eroberungen in Ost und West geplant habe, um die Hegemonie in Europa und damit die Basis für eine — über den Anspruch auf „Weltgeltung" hinausgehende — Weltmachtspolitik zu gewinnen. Hier wird vielmehr die Planung für einen Kriegsfall mit der Absicht identifiziert, den Krieg herbeizuführen, und es werden der Regierungspolitik Tagträume politischer, gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Gruppen von einem „größeren Deutschland" und „Kriegsziele" unterstellt, die sich erst als Produkt der Kriegssituation ergaben und schließlich zu einem gegenseitigen Hegemonialstreben ausgewachsen haben.

Allerdings verhehlte sich der Kanzler nicht, „daß eine Aktion gegen Serbien zum Weltkrieg führen kann". Auch Wilhelm II. reagierte auf den Appell Kaiser Franz Josefs an seine Bündnistreue zunächst mit dem Hinweis, daß man doch „eine ernste europäische Komplikation im Auge behalten müsse". Diesen Eindruck hatte auch die Öffentlichkeit aufgrund der Meldung von der Ermordung des Erzherzog-Thronfolgers gewonnen. Bethmann Hollweg selbst warnte schon im Februar 1913 den Außenminister Österreich-Ungarns, Rußland könne „objektiv gesehen ohne Verluste an Prestige einem militärischen Vorgehen Österreichs gegen Serbien nicht tatenlos zusehen". Das wird im geschichtlichen Rückblick für die Julikrise ebenso bestätigt, wie der Hinweis des Kanzlers, daß die Vertreter einer friedlichen Richtung von der panslawistischen Bewegung „einfach hinweggefegt" würden. Wenn er dennoch den, wie er sagte, „Sprung ins Dunkle" wagte, so hatte schon Wilhelm II. auf den Appell Kaiser Franz Josefs geraten, „den jetzigen für uns so günstigen Moment nicht ungenützt zu lassen". Nach seiner Meinung würde man es sich in Petersburg sehr überlegen, zu den Waffen zu rufen, weil man ja „noch nicht kriegsbereit" sei und der Zar sich nicht für die „Fürstenmörder" von Sarajevo einsetzen könne. Auch gab es unmittelbar nach der Mordtat in der europäischen Öffentlichkeit eine Atmosphäre, in der den Österreichern die Berechtigung zu einer Straf- und Sühneaktion in Serbien nicht ganz abgesprochen wurde.

Um jedoch einer Einmischung anderer Mächte zuvorzukommen, wurde mit den verbündeten Diplomaten verabredet, die Welt mit einem „schnellen Schlag" vor ein Fait accompli zu stellen. Wenn dann England und Frankreich unter dem Druck der Kriegsgefahr in Petersburg zum Frieden mahnen würden, erwartete man in Berlin eine Chance, „die Entente auseinanderzumanövrieren". „Geht die serbische Sache gut vorüber, ohne daß Rußland mobilisiert", so war die Überlegung, dann könne sich ein daraufhin befriedigtes Österreich-Ungarn mit einem über die Ententepartner enttäuschten Rußland verständigen. Dafür dachte man an russische Diplomaten, die sich, wie der Botschafter in Konstantinopel, M. N. Giers, dem Auswärtigen Amt insgeheim schon früher als Gegner des Ententekurses angeboten hatten. Zeigt sich hier, daß Bethmann Hollweg am Tage der Übergabe des Ultimatums in Belgrad an den Erfolg der Lokalisierungspolitik glaubte, so hatte er doch auch den Ablauf der Ereignisse für den Fall ihres Scheiterns im Auge: „Wenn Krieg käme, käme er durch eine russische Mobilmachung ab iratio, also vor eventuellen Verhandlungen, dann ist kaum mehr etwas zu verhandeln, weil wir dann sofort, um überhaupt noch gewinnen zu können, losschlagen müssen!"

Doch die Aussicht „alles mit einem diplomatischen Erfolg zu erledigen", war ebenso eine Fehlkalkulation wie die, im Zuge und mit Hilfe der Krise

„die europäische Konstellation zu ändern oder zu lockern". Es war schon ein Risiko, mit dem Einmarsch in Serbien die panslawistische Bewegung in Rußland bis aufs Blut zu reizen und die Regierung des Zaren in eine äußerst schwierige Situation zu bringen. Aber nun entfiel auch das Überraschungsmoment. In Wien vergingen mehr als zwei Wochen in Auseinandersetzungen mit dem widerstrebenden ungarischen Ministerpräsidenten und mit Untersuchungen über die Hintergründe des Attentats, um das Ultimatum völkerrechtlich zu begründen. Als es dann am Spätnachmittag des 23. Juli in Belgrad übergeben wurde, hatte sich Poincaré noch vor der Abfahrt von einem Besuch in Petersburg mit dem russischen Alliierten verständigt, die „Souveränität und Integrität Serbiens" zu verteidigen. Das entsprach dem Zusatz von 1899 zum französisch-russischen Bündnis mit einer gegenseitigen Verpflichtung zur Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichtes und der Einbeziehung des Balkans in die strategische Konzeption des französischen Generalstabes nach dem ersten Balkankrieg von 1912. Und daß es Rußland ernst war, demonstriert die Reaktion des Ministerrates in Petersburg auf das Ultimatum an Serbien (23. Juli). Schon am folgenden Tage wurde eine Teilmobilmachung gegen Österreich beschlossen und, da im Kriegsfalle ja auch mit Deutschland gerechnet werden mußte, am 25. Juli unter dem Vorsitz des Zaren eine das ganze Reich umfassende „Kriegsvorbereitungsperiode".

Damit kreuzte sich an diesem Tag das deutsche Drängen in Wien, sich bei den dort anlaufenden Vorbereitungen für die Kriegserklärung und mit den militärischen Vorbereitungen zu beeilen und am selben Nachmittag die Ablehnung der serbischen Antwortnote sowie der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Belgrad. Nach am Tag darauf, 26. Juli, informierte Moltke seine Frau, daß der Krieg gegen Serbien „lokalisiert bleiben" würde, wenn Rußland keinen feindlichen Akt gegen Österreich unternehme. Wie hätte er auch sonst zulassen können, daß die Österreicher mit ihrer Hauptmacht, also auf Kosten der Grenzen zu Rußland, gegen Serbien aufmarschierten, so daß die Verbände später unter Schwierigkeiten und mit Verzögerungen zum Kampf gegen das Zarenreich umdirigiert werden mußten. Daß man in Berlin immer noch an diplomatische Verhandlungen glaubte, spiegelt sich im Geschäftsgang der Abteilung III b des Generalstabes wider, die für den Geheimen Nachrichtendienst und die Spionage zuständig war. Erst jetzt wurden die Nachrichtenoffiziere bei den Generalkommandos angewiesen, „Spannungsreisende" und Agenten, „und zwar ohne Überstürzung" in Marsch zu setzen, um festzustellen, ob Kriegsvorbereitungen in Rußland und Frankreich stattfänden. Als am Spätabend des 26. Juli die Meldung über die russische Kriegsvorbereitungsperiode einging, wurden die „Spannungsagenten" über den Sender Königsberg informiert, daß „die Spannung ihre Kräfte voraussichtlich wochenlang in Anspruch nehmen würde".

Auch die Haltung der deutschen Regierung zu den englischen Vermittlungsbemühungen läßt sich mit der Konsequenz erklären, mit der sie an dem Kurs vom 5./6. Juli festgehalten hat.

Eine Vermittlung zwischen Österreich und Rußland durch die vier anderen Großmächte wurde umgehend akzeptiert. Das entsprach ja dem deutschen Kalkül, nach einem Einmarsch in Serbien zu verhandeln. „Ein schnelles Fait accompli, und dann freundlich gegen die Entente, dann kann der Choc ausgehalten werden." Ebendeshalb lehnten die französische und die russische Diplomatie diesen Vorschlag Greys ab. Einer Lösung des österreichisch-serbischen Konflikts durch einen solchen „Aeropag" aber entzog man sich in Berlin, weil dann dem Wiener Kabinett die Hände gebunden und die südslawische Frage verschleppt werden konnte.

Doch die politische Offensive war inzwischen zum Bumerang geworden. Wie man dem Zarenreich zugemutet hatte, das serbische „Brudervolk" und die Positionen auf dem Balkan preiszugeben, wurde nun die deutsche Regierung vor die Wahl gestellt, es auf einen Krieg ankommen zu lassen oder einen Partner zu brüskieren, der ohnehin nur bei einem Balkankonflikt zur Verfügung stand und schon früher gedroht hatte, er könne beim Versagen der deutschen Bündnishilfe „ebensogut dem anderen Groupement" angehören. Diesmal war das Wiener Kabinett sogar vom Kaiser und vom Kanzler des Deutschen Reiches ermuntert worden, die Gunst der Stunde zu einer — allerdings schnellen — „Aktion" zu nutzen. Hatte sich die Reichsleitung damals der eige-

nen Handlungsfreiheit begeben — man wußte das in Wien wahrzunehmen —, so drohte ihr mit einem Nachgeben gegenüber der militärischen Pression der Russen nun eine diplomatische und machtpolitische Niederlage und womöglich ein nationaler Prestigeverlust, den sich ein Kanzler am wenigsten leisten konnte, der schon seit der Marokko-Krise der Hetzkampagne der Alldeutschen ausgesetzt war. Schließlich wäre geblieben, was alles an Sorgen über „Sicherheit und Zukunft" des Deutschen Reiches zur Entscheidung vom 5./6. Juli geführt hatte.

So mag es zu erklären sein, daß die Blankovollmacht auch nicht in den Stunden zurückgezogen wurde, als die Risikoschwelle überschritten war. Eher boten sich Überlegungen an, die von den Militärs wiederholt vorgebracht und auch erörtert worden waren und schon von dem älteren Moltke im Hinblick auf russische Rüstungen empfohlen wurden. Nachdem es mißlungen war, durch Auflockerung der Triple-Entente den Koalitionsdruck zu beseitigen, und die Mittelmächte statt dessen mit der Kriegsbereitschaft Rußlands konfrontiert wurden, war zu erwarten, daß dies erst recht der Fall sein würde, wenn es in den folgenden Jahren und dann unter für Deutschland ungünstigeren Umständen zu Krisen und Machtproben der Bündnisgruppen kommen würde. Schon in den Wochen vor Sarajevo stellte der jüngere Moltke dem Staatssekretär des Auswärtigen anheim, die Politik auf die baldige Herbeiführung eines Krieges einzustellen; denn in zwei bis drei Jahren würde infolge der russischen Rüstungen die Übermacht der Feinde so groß sein, daß er nicht wisse, „wie wir ihrer Herr werden könnten". Jagow lehnte es damals ab, einen Krieg „heraufzubeschwören", und erinnerte an das Bismarck-Wort, daß man der Vorsehung nicht in die Karten sehen könne. Doch wolle er ihn unter den Umständen eines Defensivkrieges, wie es ja Moltke auch ansehe, nicht „prinzipiell und a limine" verurteilen. Und unmittelbar vor dem Ultimatum an Serbien entgegnete er auf die Warnungen des Botschafters Fürst Lichnowsky, er wolle keinen Präventivkrieg, „aber wenn der Kampf sich bietet, dürfen wir nicht kneifen".

So läßt sich denn die deutsche Politik als eine Art Doppelstrategie charakterisieren. Zum einen dachte man sogar auch jetzt noch, daß sich der Zar, so wie er psychologisch eingeschätzt wurde, in seiner Friedensliebe eher mit einem Einmarsch in Serbien abfinden würde, als den Krieg mit seinen unabsehbaren politischen und sozialen Konsequenzen zu riskieren. Je mehr sich aber eine Waffenentscheidung abzeichnete, desto mehr betrieb das Auswärtige Amt, auch mit Rücksicht auf die Sozialdemokraten, eine Taktik, Rußland mit dem Odium des Angreifers zu belasten. Schließlich war, wie Bethmann Hollweg in einer Sitzung des preußischen Staatsministeriums am 30. Juli gestand, „die Direktion verloren und der Stein ins Rollen geraten". Als er es jetzt ablehnte, sich von Wien „in einen Weltbrand hineinziehen zu lassen", war es zu spät, um die Eskalation zum Kriegsausbruch noch aufzuhalten. Die Begründung, mit der er nunmehr die Annahme des „Halt-in-Belgrad"-Vorschlages forderte, charakterisiert auch die Konfliktsituation. Danach wäre Österreichs politisches Prestige und die Waffenehre seiner Armee bewahrt und seine Stellung auf dem Balkan gegenüber Rußland durch die „Demütigung Serbiens" wieder gestärkt worden. Eben dies war es, was man in Petersburg nicht zulassen wollte. Für den Kanzler des Deutschen Reiches war das alles damals ein über Europa liegendes „Fatum größer als Menschenkraft".

Diesen Krieg hatte keine der Mächte „gewollt". Aber keine ist auch vor dem Risiko und dem Krieg selbst zurückgeschreckt oder hat etwas Ernsthaftes unternommen, um den Frieden zu bewahren. Im österreichisch-ungarischen Ministerrat wurde am 19. Juli — ohne den deutschen Partner auch nur zu informieren — beschlossen, Serbien durch Abtretung seiner Randgebiete an Bulgarien, Griechenland und Albanien zu „verkleinern" und den Rest als eine Art Vasallenstaat des Habsburgerreiches zu betrachten. Damit bestätigt sich, was der Zar dem König von England schrieb, daß man in Wien darauf ausgehe, Serbien zu „vernichten". In Petersburg ergriff die Kriegspartei um den Großfürsten Nicolaj Nicolajewitsch die Gelegenheit, mit Österreich „abzurechnen". In Paris wollte man, ebensowenig wie in Berlin, einen Bündnispartner verlieren, und auch das Foreign Office war eher bereit, das Kriegsrisiko einzugehen, als die Tripleentente aufs Spiel zu setzen. Die Aktion der Mittelmächte führte zu einem Solidaritätseffekt mit der Sorge vor einem Anwachsen der Machtstellung und womöglich einer Hegemonialpolitik des Deutschen Reiches, wie sie im Schriftwechsel der Ententemächte zweckbewußt erörtert worden war. Entscheidend war, daß eine regionale Konfliktsituation, die mit Lebensfragen und Sicherheits- und damit Machtinteressen der Großmächte verknüpft war, zum Objekt eines Machtkampfes von zwei sich polarisierenden Bündnisgruppen wurde, die für eine Kettenreaktion geradezu vorprogrammiert waren. Sich diesem Teufelskreis zu entziehen, ist den Verantwortlichen nicht gelungen.

Bietet sich heute ein tieferer Einblick in die Vorstellungen, Absichten und Entscheidungen der Mächte und so auch der Reichsleitung, so bleibt noch die Frage, mit welcher Zielsetzung und auf Grund welcher Berechnungen ihr angesichts der europäischen Marktverflechtung ein Krieg gegen die Große Koalition als tragbar erschienen ist. In einem vertraulichen Gespräch mit seinem Vorgänger, Reichskanzler Bülow, faßte der Kanzler unmittelbar vor der Abreise zum Hauptquartier nach Koblenz am 13. August seine Erwartungen folgendermaßen zusammen: „Es wird ein heftiges, aber kurzes, sehr kurzes Gewitter werden. Ich rechne mit einer Kriegsdauer von drei, höchstens vier Monaten und habe darauf meine Politik eingestellt. Und dann hoffe ich, trotz des Krieges und gerade durch den Krieg, zu einem wirklich freundschaftlichen, vertrauensvollen, loyalen Verhältnis zu England zu kommen und durch England auch zu Frankreich." Selbst angesichts der großen Erfolge der deutschen Armeen in Frankreich und der bis zur Hybris gesteigerten öffentlichen Meinung lebte Bethmann Hollweg in der Vorstellung, auch bei den Gegnern würde die Staatsräson dafür sorgen, daß der Krieg nicht über das unumgängliche Maß militärischer Operationen verlängert würde und der Friede auf der diplomatischen Ebene der Kabinettspolitik reguliert werden könnte. Daß auch diese Erwartungen eine massive Fehlkalkulation waren, ist ihm dann freilich nach einigen Wochen zum Bewußtsein gebracht worden.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Nr.: TAG:

Her Majesty's Beast — *Fritz Rehm (München)*

Aus der Zeitschrift „Jugend", Jahrgang 1900, Nr. 30.